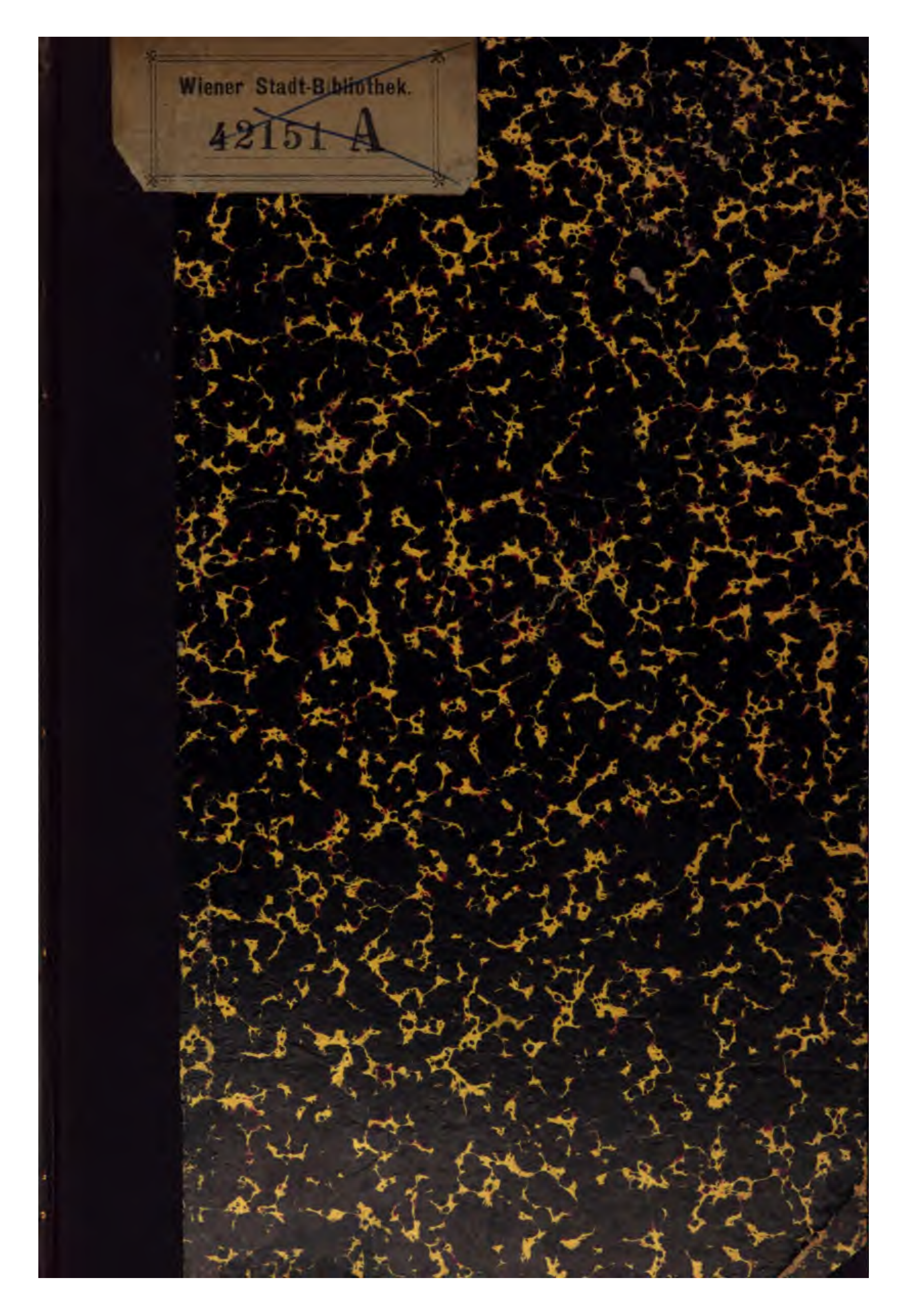

Wiener Stadt-Bibliothek.
42151 A





Die

Nationalitätsidee

und

der Staat.


WIENER-STADTBIBLIOTHEK

Die

Nationalitätsidee

und

der Staat.

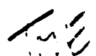
Eine culturgeschichtliche Studie über den Einfluß der nationalen Ideen, besonders auf Staaten mit gemischter Bevölkerung

von

Alfred von Kremer.

Wien, 1885.

Verlag von Carl Konegen.




WIENER-STADTBIBLIOTHEK

Der Verfasser war durch einen eigenthümlichen Lebenslauf in die Lage versetzt, gewisse staatliche Probleme und hierunter auch die Frage der Einwirkung der Nationalitätsidee auf den Staat aus erster Hand kennen zu lernen.

Lange Jahre theils in der asiatischen, theils in der europäischen Türkei in amtlicher Stellung thätig, sah er die verschiedenen nationalen Bestandtheile dieses Reiches sich ausbilden und schließlich ihre zersetzende Wirkung äußern, indem die jungen Völker, je nachdem sie mehr und mehr zum Bewußtsein ihrer Nationalität kamen, die Hülle des alten Staatskörpers, in den sie eingefügt waren, sprengten und zur politischen Selbstständigkeit gelangten.

Endlich mit manchen Erfahrungen nach Europa zurückgekehrt, wo der Kampf der nationalen und politischen Parteien durch die wetteifernden Fehler der Staatsmänner und der Völker immer heftiger sich entzündete, fand er die nationale Frage im vollsten Fluße, eine gewaltige Rückwirkung auf die innere Gestaltung und die äußeren Beziehungen der Staaten ausübend.

Hier auf europäischem Boden wie dort im Oriente zeigte sich eine große Uebereinstimmung der einzelnen Erscheinungen,

und es lag nahe, sie in beiden Fällen aus ähnlichen, wenn nicht vollkommen identischen Krankheitszuständen zu erklären. Denn für recht bedenkliche Symptome muß man es offenbar ansehen, wenn zugleich mit dem Verfalle der öffentlichen Moral die Partei-leidenschaften in solchem Grade sich entflammen, daß hiedurch die gedeihliche Fortentwicklung des Staates, ja sogar dessen unver-änderter Fortbestand ernstlich bedroht wird.

Im Oriente treten solche Uebelstände ziemlich unverhüllt zu Tage, während sie in europäischen Ländern mit dem glän-zenden Anstrich der modernen Civilisation überfirnißt werden, ohne daß es aber gelänge, hiedurch sie ganz unsichtbar zu machen, wenigstens nicht für Jenen, der die schönfärberischen Brillen standesgemäßer Vorurtheile und optimistischer Selbsttäuschung ab-zulegen und mit unbefangenem Auge die Dinge zu beschauen sich gewöhnt hat.

Wenn sich aber auf so ganz verschiedenen Culturgebieten, unter so ganz anderen politischen, religiösen und ökonomischen Ver-hältnissen dieselben Thatsachen zeigen, dieselben Vorgänge wieder-holen, so wird man sich wohl für berechtigt halten dürfen, trotz aller sonstigen Verschiedenheiten, auf ähnliche, wenn nicht ganz gleiche Ursachen zu schließen.

Der Schreiber dieser Zeilen glaubt nun, daß, wenn man diese Ursachen näher bezeichnen soll, die Unverträglichkeit der heterogenen, in einem und demselben Staatswesen neben einander lebenden nationalen Bestandtheile, die Verschiedenheit der Natio-

nalitäten an erster Stelle zu nennen sei. Denn es zeigt sich deutlich, daß die Schwächezustände, die Krankheitsanfälle in demselben Maaße zunehmen, als der innere Hader sich verschärft.

Während im einheitlich nationalen Staate die Parteikämpfe regelmäßiger verlaufen und ein starker nationaler Gedanke das Ganze fest zusammenkittet, schwächen im Mischstaate, sobald der nationale Zwist erwacht ist, der Unfrieden im Innern, die Unversöhnlichkeit der Gegner die Macht der gemeinsamen Staatsidee und verdrängen sie nach und nach gänzlich. In demselben Maaße aber schwindet das Gefühl der Allen obliegenden Bürgerpflicht gegen das gemeinsame Staatswesen, das schließlich nur mehr als vorläufig unvermeidliches Uebel angesehen wird, dem man die vortheilhafteste Seite abzugewinnen sucht.

Die nationalen Heißsporne meinen dann, die Gegenwart sei nur der etwas langweilige Prolog zu dem bevorstehenden großen nationalen Spectakelstücke, bei dem sie selbst sich die besten Rollen vorbehalten haben.

Es kommt zuletzt dahin, daß der Begriff „Vaterland“, der für Alle das Höchste sein sollte, und der jeden Zweifel ausschließen muß, immer unbestimmter und unverständlicher wird, bis endlich jede einzelne nationale Partei etwas Anderes, ja oft sogar etwas ganz Entgegengesetztes darunter versteht.

Es ist klar, daß, dort wo einmal die Begriffsverwirrung so weit gediehen ist, sich manche finden, die glauben, der Staat sei das goldene Vließ, welches Jeder, dem Stellung oder

Zufall es gestattet, nach Belieben scheeren könne, sei es zu eigenem Vortheil, sei es zu Nutzen und Frommen seiner nationalen Partei, oder auch gleichzeitig nach beiden Richtungen.

Denn wenn auch bei Entstehung solcher Uebelstände noch manche anderen Factoren mitwirken, so muß der Nationalitätsidee doch gewiß die erste Stelle zuerkannt werden: sie hat im fernen Oriente nicht weniger große Veränderungen hervorgerufen als in dem europäischen Staatensysteme, und sie hat dort wie hier im Laufe weniger Jahre die politische Landkarte vollkommen umgestaltet, die Machtverhältnisse gründlichst verändert.

Und wenn in der Türkei ihre Einwirkung weit stärker hervortritt und diesen Staat in seinen Grundfesten erschüttert hat, so erklärt sich dies daraus, daß dort, wie im Verlaufe dieser Schrift gezeigt wird, nicht nur der Boden hiefür weit günstiger war als anderswo, sondern auch die zersetzende Arbeit der nationalen Ideen, verschärft durch den Gegensatz zwischen Christenthum und Islam, um mindestens hundert Jahre früher begonnen hat, als in den jetzt zum Schauplatze des Nationalitätenhaders gewordenen europäischen Ländern.

Auch darin besteht ein großer Unterschied, daß im Oriente einfach die rohe Gewalt den zerstörenden Kräften entgegengestellt wird, während auf europäischem Boden die Abwehr des Staates gegen die seine Einheit bedrohenden Bestrebungen mit allen Mitteln einer höheren, wenn auch nicht immer klaren und zielbewußten, ja oft sogar verfehlten Politik geführt ward und

noch geführt wird. Denn wenn Großbritanniens Staatsmänner durch Verbesserung des Looses der kleinen Pächter, durch Beschränkung der Rechte der Grundeigenthümer, überhaupt durch sociale und agrarische Reformen die reichsfeindlichen Aufwiegelungen der irländischen Nationalpartei zu bekämpfen suchen, so ist dies ebensogut ein Kampf gegen Losreißungsgelüste, wie der, welchen die Türkei so lange gegen die Bulgaren und Serben führte; nur wird der erstere mit staatsmännischen Waffen gegen nationale Fanatiker ausgefochten, der letztere aber war ein Kampf zwischen fast gleich rohen Gegnern.

Und die seit 1848 andauernden inneren Wirren Oesterreichs sind eben so sehr ein im europäischen Style, wenn auch nicht immer mit Verständniß und nur mit den besten Mitteln geführter Vertheidigungskrieg gegen die nationalen Ideen und die in diesem polyglotten Staate hieraus entstandene Bewegung der einzelnen Nationalitäten. Mehrmals sind daselbst in dem Verlaufe dieser langwierigen Streitigkeiten alle jene Heilmittel versucht worden, welche die politische Hausapotheke bietet, und zwar in allen Abstufungen, von den schärfsten, drastisch wirkenden bis zu den mildesten und beruhigendsten, — vom Belagerungszustand bis zum Ausgleich — aber bisher vergeblich, denn die Paroxysmen wollen nicht nachlassen.

Ebenso wenig wie England mit Irland ist Oesterreich mit den nationalen Sonderbestrebungen fertig geworden, denn noch immer wüthet die Sturmfluth, noch immer wollen die Wogen sich



Die

Nationalitätsidee

und

der Staat.



Die

Nationalitätsidee

und

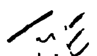
der Staat.

Eine culturgeschichtliche Studie über den Einfluß der nationalen Ideen, besonders auf Staaten mit gemischter Bevölkerung

von

Alfred von Kremer.

Wien, 1885.
Verlag von Carl Konegen.



I.

Utopia.

Es ist schwer zu sagen, ob der im Jahre 1535 im Tower zu London hingerichtete Lordkanzler Thomas Morus durch sein tragisches Ende berühmter geworden ist als durch seinen politischen Roman, Utopia betitelt. Jedenfalls gehörte damals weniger dazu, den Kopf zu verlieren, als ein gutes Buch zu schreiben.

In dieser Schrift malt der unglückliche Staatsmann das Ideal einer Staatsverfassung und einer Gesellschaftsordnung in romanhafter Form aus, so wie er sie im Gegensatze zur traurigen Wirklichkeit seiner Zeit träumte.

Auf seiner Insel Utopia gibt es kein Elend und keine Armuth, keine Bedrückung, keine Kämpfe; die Insel, durchaus von schiffbaren Canälen durchzogen, ist auf das Sorgfältigste bebaut und liefert zur Genüge alle Lebensbedürfnisse. Die Bevölkerung spricht eine und dieselbe Sprache und hat dieselben Sitten, Gesetze und Einrichtungen. Die Städte, alle gleich schön und geräumig, sind so vertheilt, daß man von einer zur andern in je einem Tage gelangen kann. Zwischen den Bewohnern der Städte und des Landes findet ein steter, regelmäßiger Wechsel statt, so daß nach einem gewissen Zeitraume die städtischen Familien auf das Land wandern, um die ländlichen Arbeiten zu über=

nehmen, während die Landbewohner für eine bestimmte Zeit die Stadtbevölkerung ablösen und deren Arbeiten besorgen.

Die öffentlichen Angelegenheiten werden durch einen erwählten Fürsten geleitet, dessen Würde lebenslänglich ist, und den ein vom Volke gewählter Rath umgibt. In besonders wichtigen Angelegenheiten findet eine Berufung an das ganze Volk und allgemeine Abstimmung statt.

Die Vertheilung der Arbeit ist auf das Zweckmäßigste geregelt. Müßiggänger werden nicht geduldet. Die Arbeitszeit der Bürger ist gesetzlich auf sechs Stunden beschränkt. Trotz dieser geringen Zahl der Arbeitsstunden tritt kein Mangel ein, denn alle arbeiten mit Lust und Liebe, während in anderen Ländern ein großer Theil der Bevölkerung nichts arbeitet, und zwar, wie Morus hervorhebt, die Frauen, dann die große Zahl der Priester, der Reichen und Besitzenden, sowie manche andere Gesellschaftsclassen.[1])

Gegen Uebervölkerung der Insel ist durch die Colonisation fremder Länder und die Auswanderung gesorgt. Der Ueberfluß eines Ortes wird von Staatswegen zur Ausgleichung des Mangels an anderen Orten verwendet. Der Ueberschuß der Lebensmittel wird exportirt.

Der zu einem so unglücklichen Ende bestimmte englische Denker mochte wohl, als er seine Beschreibung des Landes Utopia,

---

[1]) Bekanntlich war Thomas Morus eifriger und überzeugter Anhänger der römisch-katholischen Kirche. Ich glaube dies hier hervorheben zu sollen, da obige Bemerkung leicht so aufgefaßt werden könnte, als sei er ein Feind der Priesterschaft gewesen.

von der wir hier nur wenige, aber bezeichnende Sätze hervorheben, begann, durch das Elend seiner Zeit in diese Gedankenrichtung geleitet worden sein. Im Geiste malte er sich das Phantasiebild eines Musterstaates und suchte hierin Trost gegen die bitteren Erfahrungen der Wirklichkeit. Gewiß hegte er nicht die entfernteste Erwartung, es je verwirklicht zu sehen: das besagt ja schon der Name allein — Utopia: Nirgendswo —, den er seiner Insel beilegt und von dem man jede praktisch werthlose, schöne, aber unausführbare Idee eine Utopie zu nennen sich gewöhnt hat.

Doch jetzt, nach vierthalbhundert Jahren, finden wir manche Utopien aus dem Programme des englischen Idealisten nahezu verwirklicht. Das Netz von kunstvoll erbauten schiffbaren Canälen, von denen Morus spricht und wodurch der Verkehr auf seiner Insel so außerordentlich erleichtert wird, ist nicht blos zur Wirklichkeit geworden, sondern durch die Anwendung der Dampfkraft ist das Verkehrswesen in einer damals noch ganz ungeahnten Weise belebt und erleichtert worden.

Die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten unter Einflußnahme des Volkes durch einen Fürsten, den ein aus dem Volke gewählter Rath umgibt, ist seitdem in England vollkommen, in den meisten europäischen Ländern mehr oder weniger wirksam zur Geltung gekommen. Die allgemeine Volksabstimmung in besonders wichtigen Fällen ist zwar in der Art, wie Morus sie dachte, nicht verwirklicht worden, findet aber doch einen gewissen Ausdruck in den in manchen Staaten gesetzlich zulässigen Plebisciten, sowie in dem allgemeinen Stimmrechte.

Die Vertheilung der Arbeit unter Dazwischenkunft der Obrigkeit, des Staates, ist glücklicher Weise nur eine Theorie socialistischer

Parteimänner geblieben und auch die Frage der Normalarbeitszeit ist noch immer nicht allgemein entschieden. Ueberhaupt ist es eine beachtenswerthe Thatsache, daß die socialistischen Ideen, an denen es bei Morus nicht fehlt, fast gänzlich unfruchtbar geblieben sind, während die humanitären und politischen zum Theile wenigstens verwirklicht worden sind. So ist nur, um eine der wichtigsten Angelegenheiten hervorzuheben, die Fürsorge zur Verbesserung des Looses der arbeitenden Classen in den meisten europäischen Staaten als unabweisliche Forderung der Billigkeit, als Gebot der Humanität und der Staatsklugheit anerkannt worden und Manches in dieser Richtung auch geschehen.

Die Zahl der unter religiösem Vorwande dem Müßiggange oder dem Betteln sich ergebenden Körperschaften ist in den meisten Ländern beschränkt worden und kann auch in nicht zu ferner Zeit die gänzliche Beseitigung aller jener erwartet werden, die nicht durch eine ersprießliche Thätigkeit ihren Fortbestand rechtfertigen. Also auch in diesem Punkte behalten die Träumereien des Verfassers der Utopia Recht.

Die religiöse Toleranz, die er besonders hervorhebt, ist das herrschende Princip aller Culturstaaten geworden.[1])

Die Colonisation und die Auswanderung, als Mittel gegen jene krankhaften Erscheinungen des socialen Lebens, die aus der Uebervölkerung entstehen, ist in einem alle Erwartung über-

---

[1]) Die schmachvollen antisemitischen Aufwieglungen in Rußland, Deutschland und Oesterreich-Ungarn liefern allerdings den Beweis dafür, wie viel mittelalterliche Rohheit in gewissen Volksschichten unter der modernen Culturverkleidung noch steckt.

steigendem Maaße zur Anwendung gekommen, neue Welttheile sind hiedurch bevölkert worden und der große Nationalreichthum der Culturstaaten des Westens beruht zumeist auf den durch die Colonisation dem Volksleben zugeführten neuen Erwerbsquellen, auf dem hiedurch gegen gefährliche Stockungen gesicherten und in regelmäßige Bahnen geleiteten Blutumlaufe der Nationen.

Noth und Elend, Schmerz und Sorgen sind uns auch jetzt in reichem Maaße beschieden, und wer möchte zu entscheiden wagen, ob dieselben im Ganzen gegen früher geringer geworden seien? Aber trotzdem ist es unbestreitbar, daß der wirklich gute, ja der beste Theil jener Utopien sich verwirklicht hat, und zwar in einem Maaße, das weit die kühnsten Erwartungen des britischen Staatsmannes übertroffen hat.

Hierin müssen wir einen unläugbaren Fortschritt der menschlichen Gesellschaft erkennen. Allerdings vollziehen sich diese Umgestaltungen so langsam für die kurze Dauer der Generationen, daß man sie nur bei dem Blicke über eine längere Periode des Völkerlebens zu erkennen vermag.

Aber wenn es schon in einem für die geschichtliche Entwicklung so kurzen Zeitraume zweifellos sich zeigt, daß das, was vor einigen Jahrhunderten noch als reine Utopie gelten mußte, nicht blos sich verwirklicht hat, sondern zur Grundlage des modernen Völkerlebens und Staatswesens geworden ist, so wird man, ohne einer zu optimistischen Weltanschauung geziehen werden zu können, doch hierin einen entscheidenden Beweis für die Richtigkeit der Fortschrittstheorie erkennen dürfen.

Wohl wird man dagegen die Einwendung erheben können, daß ein Fortschritt der Menschheit in einer so kurzen Spanne

Zeit einen Stillstand oder Rückschritt im Großen während eines gleichen oder längeren Zeitraumes nicht ausschließt. Man wird hervorheben können, daß ein Fortschritt bei einem Bruchtheile der Menschheit durchaus noch nicht berechtige auf einen Gesammtfortschritt zu schließen.

Man wird ebenso triftig uns entgegnen können, daß die Spanne Zeit, die wir nach rückwärts überblicken, so verschwindend kurz sei, daß hieraus kein Urtheil abgeleitet werden könne für das, was in einer vielleicht überaus langen, ja ganz unberechenbaren Zukunft als das Gesetz der historischen Entwicklung sich offenbaren werde. Denn nur dem, der als Letzter auf dem höchsten Gipfel der Zeiten stünde und den Gesammtverlauf der Geschicke zu überblicken vermöchte; nur dem, der das letzte Blatt im Buche des Völkerlebens und des Menschengeschlechtes schlöße und der, mit der umfassendsten Einsicht in alle Einzelposten der großen Wirthschaft des Lebens ausgerüstet, gewissermaßen die Schlußbilanz zöge, würde es möglich sein, das höchste Gesetz der Entwicklung zu erkennen.

Allein wir wollen uns nicht auf die hohen Gipfel der philosophischen Betrachtung versteigen. Der Geschichtsphilosophie mag es gestattet sein kühn den Blick in die dunklen, heiligen Hallen der Zukunft zu senken, allerdings ohne Aussicht sie zu ergründen. Die geschichtliche Forschung jedoch kennt solche Ausflüge in unbekannte Zukunftsgebiete nicht, denn ihre Aufgabe ist es die Vergangenheit zu erkennen: die Geschichte ist die Wissenschaft der Vergangenheit, der vollzogenen Thatsachen. Hiemit schließt sie sich an die Gegenwart und Zukunft, denn die That, welche im Augenblicke der Vollbringung der Gegenwart angehört,

fällt in der nächsten Minute mit der Vollendung schon der Vergangenheit anheim.

Von diesem Standpunkte aus müssen wir die Thatsache unbedingt anerkennen, daß seit Thomas Morus' Tagen sich ein gewaltiger Fortschritt in politischer, wirthschaftlicher, humanitärer, aber weniger in socialer Richtung vollzogen hat. Man wird deshalb auch mit einigem Rechte der Hoffnung Raum geben können, daß Manches von dem, was wir jetzt noch als Utopien ansehen, im Laufe der kommenden Zeiten sich zu vollendeten Thatsachen umgestalten könnte.

Zwar wird die Zeit nie kommen, wo Jeder am Sonntage sein Huhn im Topfe hat, es wird auch in Zukunft der Staat nicht in eine große Assecuranz-Gesellschaft sich umwandeln, wo Jedermann gegen Noth und Elend sich versichern kann, es werden überhaupt die Pläne der modernen Socialisten, welche in mancher Hinsicht an die Utopien des Morus erinnern, schwerlich je in dem Maaße sich verwirklichen lassen, als Viele es wünschen, aber daß noch Manches geschehen kann, um den schroffen Gegensatz zwischen Arm und Reich zu mildern, wird man kaum ganz in Zweifel ziehen dürfen, wenn man die Utopien des Morus mit den entsprechenden modernen Einrichtungen und Bestrebungen vergleicht.[1])

---

[1]) Gerade in unserer Zeit, wo mit socialistischen Redensarten ein so gewissenloser Mißbrauch getrieben wird, wo die verschiedensten extremen Parteien die Massen aufwühlen, um sie für ihre Zwecke zu benützen, ist es am Platze auf die Worte des größten Denkers des Alterthums hinzuweisen, womit er die sociale Frage bespricht: „Es thut „vielmehr Noth in die Begierden als in das Vermögen das aus-

Aber geradezu überraschend ist es, zu sehen, daß das Nationalitätsprincip, welches in dem Leben der modernen Staaten von so großer Bedeutung ist, bereits von Morus geahnt wurde. Denn er läßt seine Insel von einem Volke desselben Stammes und einer und derselben Sprache bewohnt sein.

Welche einigende Macht, welche Stärke hierin liegt, hatte er in der bewegten Geschichte seines Vaterlandes erkannt. Und hierin hat der weitere Verlauf der geschichtlichen Entwicklung ihm Recht gegeben, indem auch seine Utopie in diesem Punkte durch die allmälige Umgestaltung der europäischen Staaten in nationale der Verwirklichung näher gekommen ist, als es je denkbar schien.

Doch bevor wir hierauf näher eingehen, werfen wir noch rasch einen Blick auf die ältesten Zeiten zurück, die ja mit der Gegenwart in dem innigsten Zusammenhange stehen, denn was jetzt ist, das wurzelt ja in dem, was früher gewesen.

„gleichende Maaß zu bringen, und das kann nicht anders geschehen, als „wenn die sittliche Bildung des Volkes durch die Gesetze eine genügende „Höhe erreicht hat." Aristoteles: Politik II, 4, 5.

II.

Staaten des Alterthums.

In der ältesten Epoche, wo die einzelnen Stämme, deren Ursprung auf einen gemeinsamen Stammvater zurückging, neben einander und in vollster Unabhängigkeit lebten, fand die Vereinigung mehrerer zu einem engeren Anschluß nur in Zeiten gemeinsamer Bedrängniß statt, unter dem Drucke des Triebes der Abwehr und Selbsterhaltung. Größere Stämme spalteten sich bei stärkerem Anwachsen in Unterstämme und diese wuchsen allmälig wieder zu selbstständigen Stämmen empor, wie man das am deutlichsten in der Geschichte des arabischen Stammwesens sehen kann.

Jeder Stamm hatte seine eigene Verfassung der primitivsten Art, die Alten beriethen und entschieden, der eine oder andere hervorragende Mann übernahm die Führung, die sich auch oft durch längere Zeit in derselben Familie erhielt.

Diese Zustände finden wir am deutlichsten dargestellt in der biblischen Erzählung der Schicksale Israels vor den Königen; wir begegnen ganz ähnlichen Zuständen im alten Indien, dessen arische Bewohner in zahlreiche kleine Stämme sich theilten, und wir finden sie in weit späterer Zeit bei den Hellenen und italischen Völkern, sowie bei Germanen und Slaven, ja zum Theile haben

ganze Völker bis in unsere Tage ihr Stammwesen in mehr oder weniger ursprünglicher Form beibehalten.

Aus diesem Stammwesen entsprang das älteste Königthum. Es war einfach, primitiv, anspruchslos; es erstreckte sich seine Macht nicht über die Grenzen des Stammgaues hinaus, der König war nichts mehr als der Erste unter den Gleichen.

Mit dem Stiere, der die Heerde gegen die Angriffe der Raubthiere vertheidigt, wird der König verglichen, denn in jener frühen Zeit war Viehzucht die Haupterwerbsquelle. „Er (Indra) soll dich machen zum einzigen Stiere der Leute, zum höchsten menschlichen Könige!“ heißt es in einem alten Gebete in Atharvaveda (4, 22). In den ägyptischen Inschriften heißt der König „der starke Stier“ und Tothmes III. führt den Ehrennamen „starker Stier, gekrönt in Memphis“. Ganz derselben Anschauung entspricht es, wenn in alten arabischen Gedichten der Führer des Stammes im Kampfe „der Widder, der Leithammel“ genannt wird.

Der König hatte den Oberbefehl im Kriege, er brachte den Göttern vor der Schlacht die Opfer dar; er war Feldherr und Priester in einem.

Dieses Bild des alten arischen Königs tritt uns auch in den ältesten hellenischen Sagen entgegen. Ueberall finden wir Erinnerungen an die alten Stammesführer, denen der ehrende Beiname König beigelegt wird, der sogar in einem und demselben Stamme, wohl nach den verschiedenen Gauverbänden, mehreren zukommt. Sie werden als göttlich, als gotterzeugte, gotternährte bezeichnet, ohne daß hiemit irgend eine abergläubische Vorstellung verbunden war, denn auch Eumäos, der Sauhirt, und Philoitios,

der Rinderhirt, werden göttlich genannt, was nur ihre gottähnliche Trefflichkeit bezeichnen soll. Nirgends tritt zwischen den Königen und den freien Männern des Stammes eine gesellschaftliche Ungleichheit hervor, und letztere führten in den öffentlichen Angelegenheiten ein entscheidendes Wort. Aber der König war zugleich auch Richter und nichts galt als segensvoller denn ein gerechter König. Odysseus kennt nichts Höheres als einen edlen, gerechten König, der das Recht beschützt und hiedurch Sicherheit, Wohlstand und Frieden verbreitet: „Da bringt die Erde reichen Ertrag, die Bäume sind voll von Früchten, die Heerden gedeihen und das Meer wimmelt von Fischen.“ [1])

Ueber den Segen, den ein guter Herrscher verbreitet, finden sich ähnliche Ansichten auch bei anderen ganz verschiedenen alten Völkern. So ist es eine in den ältesten chinesischen Schriften öfters wiederkehrende Ansicht, daß, wenn der Herrscher gut sei, Himmel und Erde ihr Gleichgewicht behaupten, dann verbreite sich Segen über die Menschen, die Felder geben reichlichen Ertrag, es herrsche Frieden und Ruhe allenthalben. Und nach einer alten persischen Erzählung gedeihen, wenn das Herz des Königs von Wohlwollen für sein Volk erfüllt ist, die Heerden und geben reichlich Milch, während sie im entgegengesetzten Falle verkommen und die Euter versiegen.

Solche abergläubische Vorstellungen führten auch zu der Folgerung, daß der Herrscher für öffentliche Unglücksfälle verantwortlich gemacht ward. So verbrannten die Schweden ihren König Domald und opferten ihn dem Odin in Folge einer

---

[1]) Odyss. XIX, 108.

schrecklichen Hungersnoth.[1]) Das von der Cultur fast gänzlich unberührt gebliebene Kunâma-Volk in Ostafrika pflegt sein geistliches Oberhaupt, den Regenherrn, wenn sein Gebet erfolglos bleibt und der Regen sich nicht einstellt, zu steinigen.[2])

Es beweisen diese Beispiele nur, wie frühe schon eine religiöse Weihe sich mit der höchsten politischen Würde verband und welche Folgerungen daraus gezogen wurden, Folgerungen, die nach der Logik der Wilden vollkommen berechtigt erscheinen mußten.

Der priesterliche Charakter des Königthums tritt bei den Hellenen sowohl wie bei den italischen Völkerschaften mit voller Deutlichkeit hervor. Dieses Königthum, ursprünglich nicht viel mehr als die Führerschaft des Stammes, gewann allmälig an Bedeutung, indem einzelne Führer eine größere Anzahl von Stämmen, sei es durch Güte, sei es durch Gewalt sich unterthan zu machen wußten. Es dehnte sich aus, festigte, kräftigte sich und daraus gingen die ersten größeren Staaten des Alterthums hervor, zum Theile schon mit scharf ausgeprägtem nationalem Typus.

Der älteste nationale Staat, über den wir geschichtliche, sichere Nachrichten haben, ist Aegypten. Auch hier gingen der Monarchie lange Perioden voraus, wo das Land in Gaubezirke unter eigenen Gaufürsten getheilt war. Allmälig erst wuchs daraus ein nördliches und ein südliches Reich empor und durch die Vereinigung beider entstand das Großkönigthum, das in der

---

[1]) Lubbock: Les origines de la civilisation. Paris, 1873, S. 365.

[2]) Reinisch: Die Kunâma-Sprache. Sitzungsberichte der Wiener Akademie, Bd. XCVIII, S. 95.

officiellen Benennung „König von Ober- und Unterägypten" seinen dualistischen Ausdruck findet, wie auch diese Großkönige die Doppelkrone tragen als Sinnbild der Herrschaft über das Reich des Nordens und des Südens. Dies ist die Glanzepoche der Pharaonenherrschaft, wo die antike, allgewaltige, mit göttlicher Majestät umgebene nationale Königsmacht zum vollsten Ausdrucke gelangt. Der Pharao ist „der Sohn der Sonne, geliebt von Amon".

Aegypten ist aber auch der älteste uns bekannte Staat auf rein nationaler Grundlage, mit eigener Literatur, Kunst und Sitte. Hier kommt das nationale Selbstbewußtsein in dem Kampfe gegen die fremden Völker, in den Aufständen gegen die fremden Herrscher zur kräftigsten Aeußerung. In riesenhafter Körpergestalt sieht man auf den Tempelwänden diese Pharaonen ausgemeißelt, ganze Schaaren fremder Völker an den Haarbüscheln haltend und mit der geschwungenen Keule sie zerschmetternd.

Auch bei den mit dem Reiche der Pharaonen in so lebhaftem Verkehre stehenden Hebräern zeigt sich ein ganz ähnlicher Verlauf. Zuerst Stämme unter eigenen Häuptlingen, allmälig größere Zusammenfassung unter den Richtern, dann nationales Königthum, welches aber die alte Stammesgliederung so wenig verwischt hat, daß das Reich sogar noch in zwei ungleiche Theile entzweibricht, wovon der eine zehn, der andere zwei Stämme umfaßt. Erst durch das Exil und die Fremdherrschaft wird der Stammgeist gänzlich verwischt und mit der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft entstand ein kleiner, geschwächter, aber um so fester gekitteter, von einem höchst lebendigen nationalen Geiste durchdrungener Staat, in dem von nun an der nationale Chauvinismus, ein fanatischer Fremdenhaß Alles beherrscht. Reli-

giöse Verachtung der Andersgläubigen erhöhte noch dieses Gefühl und steigerte den Haß und die Gereiztheit gegen alles Ausländische ins Maaßlose. Und als wieder die Fremdherrschaft über sie kam, erhob sich das Volk wiederholt zum Kampfe der Verzweiflung gegen die gehaßten Unterdrücker. Auf Münzen aus den Zeiten dieser Aufstände gegen die Römer lesen wir die Aufschriften: „die Freiheit von Zion“ — oder: „im Jahre der Freiheit Israels.“

Fast modern klingt dieser stolze Ruf nationaler Unabhängigkeit, wenn nicht die Namen Zion und Israel uns mahnten, daß zwischen unserer Zeit und jenem Ereignisse mehr als siebzehn Jahrhunderte liegen. Alle jene erhabenen Gefühle und Gedanken, die noch jetzt den Menschen adeln und begeistern: Vaterland, Freiheit, Unabhängigkeit, angestammte Religion, durchtobten damals mit verzehrender Gluth jenes kleine Volk in Palästina. Die höchsten Tugenden: Selbstaufopferung fürs Vaterland, tollkühne Todesverachtung, Widerstand bis zur Vernichtung, Kampf bis aufs Messer, alles das half dem kleinen, heldenmüthigen Volke nichts. Ihr Untergang war besiegelt, selbstverschuldet zum Theil, verschuldet aber auch durch die historische Entwicklung, durch das, was die Vorfahren verbrochen. Sie fielen als Märtyrer hoher, idealer Ziele, großer Ideen, aber nicht unverschuldet, nicht frei von schweren Fehlern: fürwahr ein Märtyrervolk der alten Geschichte, die echten Chauvinisten des Alterthums. Wie die Polen fielen sie durch geographische und politische und sittliche Nothwendigkeit, weil sie am großen Heerwege der Eroberer, zwischen gewaltigen Staaten saßen; sie fielen durch inneren Zwist, eigene Entartung, durch chauvinistisches Ueberschätzen des Eigenen

und Unterschätzen des Fremden. Doch auch die Priesterherrschaft, die Entartung des religiösen Gefühles in rohen Aberglauben wirkten mächtig hierbei mit.

Bei anderen asiatischen Völkern des Alterthums offenbart sich nicht minder deutlich die Macht der nationalen Idee. Bekanntlich kam mit dem Sturze der altpersischen Dynastie der Achämeniden durch Alexander Persien unter die Fremdherrschaft, indem als Nachfolger des großen Macedoniers die Seleuciden, dann aber die Parther Persien beherrschten. Da, nach hundertjähriger Fremdherrschaft, geht aus den untersten Schichten des persischen Volkes eine Erhebung hervor, stürzt die parthische Herrschaft und setzt an ihre Stelle das nationale Geschlecht der Sasaniden, und um jeden Zweifel zu benehmen, welches der Charakter der Umwälzung sei, zeigen die Münzen der neuen Herrscher das Symbol des nationalen Cultus, den flammenden Feueraltar, und statt der früheren griechischen ist die nationale persische Schrift (Pehlevy) von nun an ausschließlich im Gebrauche.

Auch für Persien ist die Entstehung des Staates und die Entwicklung der nationalen Einheit aus der Verbindung der ursprünglichen Stämme zweifellos. Dieselbe Thatsache gilt für ein anderes uraltes asiatisches Staats- und Volkswesen, für China, indem nach einstimmiger Ueberlieferung der alten einheimischen Geschichtsquellen diese so fest geschlossene, so stark in ihrer Eigenart ausgeprägte Nation ihren Ursprung selbst auf die sogenannten hundert Familien zurückführt: die Stämme der vorhistorischen Zeit, aus welchen das Volk besteht.

Der Orient und seine alten Staaten zeigen uns demnach das allmälige Fortschreiten von der Periode der Stammes-

gliederung, bei welcher einzelne Völker, wie die Araber, die central-asiatischen türkischen und tatarischen Völker bis jetzt verharren, zum Vereine der Stämme, zum Volke. Aus diesem geht mit dem Erwachen des nationalen Geistes das hervor, was wir eine Nation nennen, und diese findet ihren Ausdruck in dem nationalen Staate.

Im Grunde übereinstimmend, doch in der Form und dem Entwicklungsgange abweichend von diesen asiatischen Organismen äußert sich der Fortschritt bei den beiden großen antiken Culturvölkern des Westens.

Bei den Griechen war, obgleich sie weit später in die Geschichte eintreten als die Asiaten, das Stammesgefühl in vollster Kraft und hiemit war die Führerschaft des Stammes in der Form des Königthums gegeben. Dieses erhielt sich im Laufe der Zeiten nicht immer unverändert: die Alten des Stammes, die Geronten hatten ja gewiß schon in der frühesten Zeit mit dem König oder Häuptling in die Macht sich zu theilen. In vielen Fällen ging daher die Herrschaft allmälig ganz in die Hände der einflußreichen, angesehensten Männer des Stammes über: es entstand eine Oligarchie, wobei gewiß nicht immer die Theilnahme der Gesammtheit der freien Männer ausgeschlossen war. Aus dieser Oligarchie, die sich in Folge des natürlichen Nachdrängens von unten allmälig erweiterte, oft auch durch die Menge einfach beseitigt ward, entsprang im gewöhnlichen Verlaufe die Demokratie in verschiedenen und mannigfaltigen Schattirungen. Aus dieser endlich ging der überwiegende Einfluß eines Einzelnen hervor, der dann die Gunst der Menge benützend sich der Herrschaft bemächtigte und sie auch mit Mitteln der Gewalt zu behaupten suchte: dies war die Tyrannis.

So groß war aber der particularistische Geist des Griechenvolkes und sein Unabhängigkeitssinn, daß im Laufe der Zeit nicht etwa die Einzelstaaten sich zu größeren politischen Verbänden zusammenschlossen, sondern daß im Gegentheile die einzelnen Stämme sich noch weiter zersplitterten, indem sie dort, wo sie Colonien gründeten, eigene, für sich unabhängige Gemeinwesen ins Leben riefen. Schon sehr früh theilten sich die griechischen Stämme in zahlreiche unabhängige Städte, deren jede ihre eigene Verfassung hatte, unabhängig von den anderen. Nur das Band der Stammeseinheit, der Cultus, hielt sie zusammen und vereinigte sie manchmal zur gemeinsamen Abwehr oder zum gemeinsamen Angriff.

Aeußerst verschiedenartig waren die Formen des öffentlichen Lebens, die sich bei der vollsten und ungehemmtesten Freiheit der politischen Entwicklung und dem überaus beweglichen, lebhaften und nach Wechsel begierigen Volksgeiste ergaben. Aber im Ganzen behält die empirische Auffassung des Aristoteles Recht, der als die regelmäßige Reihenfolge der Verfassungsänderungen den Uebergang vom Königthum zur Oligarchie, von dieser zur Demokratie, dann zur Ochlokratie, der Pöbelherrschaft, und als Ende die Tyrannis bezeichnet.

Aber trotz aller Mannigfaltigkeit und Ungleichartigkeit der einzelnen griechischen Staaten durchdrang ein lebendiges Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit alle hellenischen Stämme, die, wie schon Aristoteles sagt, den Barbaren gegenüber als eine edlere Rasse sich betrachteten.[1]) Und Plato drückt denselben Gedanken aus, indem er sagt: „Ich nenne das gesammte Hellenenthum eine

---

[1]) Aristoteles: Politik I, 2, 19.

große Familie von lauter Blutsverwandten. Daß Hellenen nun gegen Barbaren im Kampfe stehen, ist natürlich; — kämpfen aber Hellenen untereinander, sie, die von Natur Brüder sind, so zeigt sich, daß die hellenische Völkerfamilie krank ist. . . . Auf beiden Seiten ist das Vaterlandsgefühl untergegangen."

In der gemeinsamen Gefahr, wie in den Perserkriegen, fanden sich allerdings Alle wieder vereinigt. Aber lang dauerte gewöhnlich die Eintracht nicht. Solche innere Zwistigkeiten zehrten an der Kraft der einzelnen Stämme. Am festesten standen jene Staaten, wo das Königthum und die monarchischen Einrichtungen Wurzel gefaßt hatten. Es waren dies die rohesten, geistig am meisten zurückgebliebenen Gebiete: Sparta, Macedonien; aber sie behaupteten sich am längsten und wußten am kräftigsten mit den Waffen in die Geschicke von Hellas einzugreifen.

Einen ganz anderen Verlauf nahmen die Dinge in Rom. Statt der griechischen Zersplitterung der Kräfte trat dort vom Anfange schon eine straffe Zusammenfassung der Gewalten, eine centralisirende Richtung hervor. Der erste Anstoß zur Entstehung des Staates ward durch die Vereinigung von zwei Stämmen (Taties und Ramnes) gegeben, die zusammen das älteste römische Volk, die Quiriten, bildeten, denen sich noch ein dritter Stamm (Luceres) zugesellte. Hiezu kam die allmälig mehr und mehr anwachsende Plebs. Zuerst von den Nachkommen der Quiriten, die nach dem Sturze der Könige die Republik leiteten, in strenger Unterthänigkeit gehalten, errangen die Plebejer allgemach größere Rechte und zum Schlusse die volle politische Gleichstellung.

Je stärker aber Rom hiedurch ward, je fester und durchgreifender es seine eigenthümlichen Einrichtungen, seine selbst-

ständigen Formen des politischen Lebens ausbildete und mit dem eigenartigen römischen Geiste durchhauchte, desto mißlicher ward die Lage der italischen Bürgerschaften und Gemeinden, die, ohne dem römischen Staatswesen anzugehören, doch in seinen Machtkreis einbezogen worden waren.

Es wiederholte sich nun in größerem Maße derselbe Kampf um politische Gleichberechtigung, den früher die Plebejer für sich und die Ihren durchgefochten hatten. Der Bundesgenossenkrieg entbrannte. Die italischen Städte wollten nicht mehr blos Verbündete Roms sein, sondern die gleichen politischen Rechte erlangen. Mit dem Schwerte pochten sie an die Thore der ewigen Stadt, um Einlaß zu fordern.

Rom beeilte sich, sie zu besiegen, dann aber das zu gewähren, was für die Länge nicht vorenthalten werden konnte. Die italischen Bundesgenossen erhielten das Bürgerrecht. Den Römern gleichgestellt konnten sie im Forum stimmen, sie standen von nun an unter römischen Gesetzen, ihr Grundbesitz erhielt die gesetzliche Weihe. Das jus italicum stellte den italischen Boden dem ager romanus gleich. Volles Grundeigenthum konnte nun erworben werden.

Von diesem Augenblicke an bildete ganz Italien einen Staat und ein Volk; ja noch mehr: die Lateiner wurden hiemit eine Nation, beherrscht von einem und demselben Rechte, bewegt von einem und demselben Gemeinsinn, verbunden durch eine Sprache und eine Gesetzgebung.

III.

Die treibenden Kräfte der Geschichte.

Blicken wir auf die soeben gegebene Darstellung zurück, so finden wir darin den Beweis, daß der ganze, stolze Bau der Gesellschaft auf zwei eigentlich sehr gemeinen, aber festen und unwandelbaren Grundsteinen ruht: Selbsterhaltung und Geselligkeitstrieb.

Diese verbinden das Schwache mit dem Starken, das Weib mit dem Manne. Lange Zwischenräume liegen zwischen den ersten Anfängen der Menschheit und der Entstehung der Familie: es sind Perioden des wilden, thierischen Zusammenlebens und Scheidens, der zufälligen Verbindung ohne höhere Liebe; es sind Perioden barbarischer Rohheit und Sittenlosigkeit, aber die Familie entstand doch und hiemit war der Keim für allen weiteren Fortschritt gegeben, der sich so gewiß daraus entfalten mußte, wie aus dem Samenkörnchen die Frucht.

Von dem Augenblicke an, wo die ersten Ansätze der Gesellschaft sich gebildet haben, tritt eine neue Kraft in Wirksamkeit: die Anziehung des Gleichartigen und Abstoßung des Fremden. Sie ist das treibende Rad in dem ältesten Völkerleben. Durch sie werden die menschlichen Gruppen gleicher Abstammung und Sprache zusammengehalten, die Fremden aber zurückgewiesen.

Freilich verhindert dies durchaus nicht Reibungen, ja Fehden und Kämpfe zwischen gleichartigen Menschengruppen, zwischen verwandten Stämmen und Völkern, aber trotzdem verlor das gemeinsame Band seine Kraft nie gänzlich. Immer deutlicher ward die Scheidung nach Stammesangehörigen und Fremden, immer fester gestalteten sich die einzelnen Gruppen. Die Association größerer Menschenmengen, die Nothwendigkeit, sich gegen Außen und Innen zu sichern, führte zu dem Anfange gesellschaftlicher Ordnung, es treten Führer, Häuptlinge, Könige an die Spitze der Massen; es entstehen die ersten Grundlagen der socialen und politischen Ordnung.

Diese Periode zeigt entschieden das Streben die gleichartigen Stämme heranzuziehen, um den eigenen Machtkreis zu erweitern. Es gehen aus dem Verbande der Stämme die Völker hervor. In demselben Maaße aber, als die Zahl wächst, gewinnt die Menge mehr und mehr das Bewußtsein der eigenen Kraft: das Königthum wird mehr und mehr beschränkt, zum Theile durch andere staatliche Einrichtungen ersetzt, oder es erstarkt, faßt die homogenen Gruppen fester zusammen und gestaltet aus ihnen ein Reich. So entstanden die alten Großstaaten, Aegypten und die asiatischen Monarchien.

Gleichzeitig mit der Entstehung der großen Staaten erscheint die nationale Idee, das Bewußtsein des Gegensatzes zu den andere Sprache redenden, andere Götter verehrenden fremden Völkern, und macht sich immer nachdrücklicher geltend, so bei den Aegyptern, Assyrern, Hebräern, Persern und Chinesen, später bei den Griechen und Römern.

An die Stelle der Stammesfehden treten nun die großen Völkerkämpfe. Das Gesetz der Anziehung des Gleichartigen und

Abstoßung des Fremden erhält eine neue Steigerung, indem es nun bei dem Ringen der Völker darauf abgesehen ist, die fremden Elemente entweder zu vertilgen oder sich zu unterwerfen und zu assimiliren.

Es beginnt die Epoche, wo die Völker um die Suprematie, um die Oberherrschaft streiten. Die alten Stammesfehden, wo man sich um die Weideplätze stritt, verwandeln sich von nun an in Kämpfe zwischen ganzen großen Nationen oder zwischen ganzen Völkergruppen.

So sehen wir in aufsteigender Bahn das Gesetz der Gruppirung des Gleichartigen und der Abstoßung oder Assimilirung des Fremdartigen in stets größerem Maaße zur Wirksamkeit gelangen. Ja es steigert sich noch die Wirkung in solchem Maaße, daß es scheint, als sollte die ganze alte Welt in einer einzigen großen Verbindung zusammengefaßt werden. Die beiden so nahe verwandten Culturvölker, die Römer und Griechen, hatten nämlich sich gegenseitig so durchdrungen, daß sie, eine homogene Masse bildend und über eine gemeinsame, hohe Cultur gebietend, mit unwiderstehlicher Uebermacht Alles zu beherrschen und sich zu assimiliren versuchen konnten. Eine einzige staatliche Form, unter einem einzigen höchsten, allmächtigen Gebieter, dem Cäsar, schien die gesammte Menschheit unter ihr Joch beugen zu können; der Cäsarismus, die Militärmonarchie, trat hiemit in die Geschichte.

Und dennoch wuchs der Widerstand gegen diese Völkerverbrüderung unter dem Joche der politischen Sklaverei, eben aus dem Boden des römisch-griechischen Culturkreises empor.

IV.

Nationale Propaganda.

„Cessent Syri ante Latinos Romanos." — So lautet die Inschrift im Wady Mokattab.

Ungefähr vierzehn Stunden entfernt vom Sinaï-Kloster, in einem einsamen Felsthal, durch das eine alte Karawanenstraße von Aegypten nach Syrien führt, finden sich tausende von Inschriften, von den Pilgern stammend, die hier vorüberzogen und eine kurze Rast benützend ihre Namen mit irgend einem frommen Spruche in die Felswand einritzten. Fast ohne Ausnahme besteht der Inhalt in einem Segensspruche oder frommen Wunsche, wie: Gedenke des N. N. zum Glück und Frieden! oder: Es möge gedacht und gesegnet sein N. N.

Die Mehrzahl ist in nabatäischen Lettern geschrieben und müssen die Verfasser Heiden gewesen sein; hie und da aber findet man auch griechische Inschriften, zweifellos christlichen Ursprunges. Nur eine einzige lateinische ist bisher dort aufgefunden worden und das ist die oben gegebene.

Sie ist, wie Mommsen bemerkt,[1] der Schrift nach aus einer späten Zeit, vielleicht war der Verfasser ein Byzantiner oder ein Semite, der sich stolz fühlte, Römer zu sein.

---

[1]) Corp. Inscript. lat., vol. III, pars I, p. 17 (Nr. 86, Arabia).

Wer im heutigen Oriente sich überzeugt hat, mit welchem Selbstbewußtsein ein christlicher Araber, der die englische oder französische Nationalisirung erlangt und etwas europäischen Firniß in einem Collège sich erworben hat, bei jeder Gelegenheit sagt: I am a british subject! oder: Je suis Français! der wird sich ganz gut erklären können, weshalb der zum cives romanus gestempelte Asiate im Wady Mokattab so dünkelhaft und herausfordernd sein Römerthum gegenüber seinen früheren Landsleuten hervorheben wollte.

Dies war in der That das Gefühl der romanisirten Fremden noch zur Zeit des sinkenden Römerreiches. Wie stolz, wie hochfliegend mag erst das Herz jenen Barbaren geschlagen haben, die zur Zeit des vollen Glanzes, der größten Herrlichkeit des römischen Namens, durch Erwerbung des römischen Bürgerrechtes in den Schooß der weltbeherrschenden Nation aufgenommen worden waren!

Lange hatte es gedauert, bis Rom sich entschloß, die italischen Bundesgenossen zu befriedigen, wodurch sie des römischen Bürgerrechtes theilhaftig wurden.[1]) Aber kaum war dieser Schritt geschehen, so begann eine ähnliche Bewegung in den Provinzen immer stärker sich fühlbar zu machen. Allerdings nach den örtlichen Verhältnissen nicht überall gleichförmig in ihrem Wesen, in ihren Zielen und Erfolgen.

Man muß zwischen dem Orient und dem Occident unterscheiden.

Unter den Provinzen des Abendlandes waren Gallien und Spanien die mächtigsten. Vor der römischen Eroberung waren

---

[1]) Fustel de Coulanges: La Cité antique, 2. Aufl., S. 503 ff.

in diesen Ländern, mit Ausnahme der griechischen Colonien, municipale Einrichtungen so gut wie unbekannt gewesen. Die Römer riefen sie dort ins Leben und beförderten deren Ausbildung und Befestigung. Größere Städte und Gemeinwesen entstanden schnell unter römischer Verwaltung und die provincialen Municipien waren getreue Copien im Kleinen der römischen Municipalorganisation; jedes hatte seinen städtischen Senat, seine aristokratischen Familien, seine städtischen Aemter und Würden, jede Stadt hatte ihren localen Cultus, ihre Stadtgottheit: in Allem gerade so wie die italischen oder griechischen Städte.

Auf diese Grundlagen, die durch sie geschaffen wurden, stützte sich die römische Herrschaft. Durch ein gewisses hierarchisches Verhältniß der provincialen Municipien zu Rom fesselte man sie an das römische Staatswesen und auf diesem Wege wurden sie dessen brauchbare Werkzeuge.

Je nach der geringeren oder vollständigeren Theilnahme dieser Gemeinwesen an den Vortheilen des römischen Staatsverbandes kann man folgende Classen aufstellen: 1. Bundesgenossen; diese hatten ihre Regierung und ihre eigenen Gesetze, aber sie standen in keinem Rechtsverhältnisse mit den römischen Bürgern. 2. Colonien; diese besaßen zwar die bürgerliche, aber nicht die politische Gleichberechtigung. 3. Städte des italischen Rechtes, d. i. solche, welchen Rom das volle Eigenthumsrecht über ihre Ländereien zuerkannt hatte, gerade so, als ob diese auf italischem Boden gelegen gewesen wären. 4. Städte des lateinischen Rechtes, deren Bürger nach der früher in Latium bestehenden Satzung römische Bürger werden konnten, nachdem sie ein städtisches Amt verwaltet hatten.

Diese Abstufung schuf tiefe, sociale und politische Trennungen, aber allmälig ward es immer üblicher, daß diese provincialen Städte und Gemeinwesen aus einer niedrigen Classe in die Höhere zugelassen wurden, also von der Stufe der Bundesgenossenschaft zu jener der Colonien, dann zum Genusse des italischen und endlich des lateinischen Rechtes. War diese höchste Stufe erreicht, so gingen die maßgebenden Familien eine nach der andern in den römischen Bürgerstand ein. Und das brachte ihnen den Vollgenuß der politischen und bürgerlichen Rechte. Es gab aber in den Barbarenländern kein höheres Ziel des Ehrgeizes, als römischer Bürger zu werden. Der Fremde, dem dies gelang, war auch hiemit Römer geworden mit Herz und Seele. Seine angestammte Nationalität warf er weg wie ein abgetragenes Kleid. In Griechenland und in den zum griechischen Culturkreis gehörigen Ländern nahmen die Dinge einen ähnlichen Verlauf, ungeachtet der vom Abendland beträchtlich verschiedenen Sachlage.

Die Römer fanden bei der Eroberung schon ein hochentwickeltes Municipalwesen vor. Die neuen Gebieter ließen es nicht nur unverändert, sondern gewährten demselben auch die größte Freiheit der Bewegung.

Das leicht erregbare Volk der Griechen mit seiner lebhaften Phantasie begeisterte sich bald für die Größe Roms. Vielleicht trug hiezu auch die kühle Berechnung der Vortheile bei, die sich aus den neuen politischen Verhältnissen für sie ergaben. Die hohe Gesellschaft in Rom war ganz griechisch gebildet, und geschmeichelt darüber, aber auch hieraus Gewinn ziehend, konnten die Griechen mit Recht für die neuen Herrscher schwärmen. Roma, als Göttin gedacht, erhielt in vielen griechischen Städten

ebenso Tempel und Cultus wie der „göttliche Cäsar". Schnell lernte man die nützliche Seite des römischen Bürgerrechtes kennen und schätzen. Die Kaiser bewilligten es dem Einen aus Gnade, die Anderen erkauften es; wer drei Kinder gezeugt oder wer in gewissen Truppengattungen gedient hatte, erhielt das römische Bürgerrecht, und manchmal genügte es ein Schiff erbaut und mit Getreide nach Rom befrachtet zu haben. Ja Mancher verkaufte sich als Sklave an einen Römer und ließ sich dann von ihm die Freiheit schenken, denn der in gesetzlicher Form von einem Römer Freigelassene hatte Anspruch auf das römische Bürgerrecht. Hatte man es aber erlangt, so schied man aus dem heimatlichen städtischen Gemeindeverbande, man gehörte demselben nicht mehr an und konnte nicht mehr zu den Gemeindelasten herbeigezogen werden.

So schieden die Reichsten und Angesehensten nach und nach aus dem städtischen Verbande aus und wurden römische Bürger. Die alten municipalen Institutionen verkamen mehr und mehr und nach einer gewissen Zeit erfolgte die Aufnahme der Stadt selbst in das römische Bürgerrecht.

So, allmälig aber unaufhaltsam, bezog das Römerthum immer weitere Gebiete ein in seinen nationalen Machtkreis. Endlich erfolgte ein kaiserliches Decret, welches alle freien Männer für römische Bürger erklärte. [1])

Auf diese Art ward der im Laufe der Jahrhunderte vollzogenen politischen und nationalen Umgestaltung die letzte Weihe ertheilt.

---

[1]) Wahrscheinlich erfloß das Decret unter Caracalla und hatte wesentlich finanzielle Ziele. Vgl. Fustel de Coulanges, La Cité antique, S. 507, 508, Note.

Das Endergebniß dieser Thatsachen war ein festes Anschließen der Provinzen an Rom und die römische Staatseinheit. Nur der Grieche, auch wenn er das römische Bürgerrecht besaß, blieb Grieche in Sitte und Sprache und Denkart: er ward nie Lateiner. Seine überlegene Cultur brachte es mit sich, daß er seine Nationalität nicht verläugnete. Der Gallier hingegen, der Iberer, der Ligurer, der Afrikaner, und wie sie sonst alle hießen die Völker zweiten Ranges, besaß nichts, das er der überwältigenden Cultur Roms hätte entgegenstellen können. Für den Römer war er ein Barbar, während der Grieche als sein älterer Bruder, als sein Lehrmeister in den Künsten und Wissenschaften des Friedens anerkannt ward.

So kam es, daß in Gallien und Iberien, wie in der Provinz Afrika der römische Einfluß die Romanisirung der städtischen Bevölkerung zur Folge hatte, daß allmälig die heimische Sprache und Sitte zurückgedrängt wurden.

Die Provinzen wurden römisch nicht nur politisch, sondern auch in Sprache, Bildung und Sitten.

Die ganz verschiedenartigen Völker, welche, unter der römischen Herrschaft vereinigt, allmälig in der eben geschilderten Weise ihre Nationalität und Sprache aufgaben, liefern uns den Beweis, daß es allerdings Hebel gibt, die stärker wirken als das oben besprochene Gesetz der Anziehung des Gleichartigen, Stammesverwandten und der Abstoßung des Fremden. In dem gegebenen Falle waren diese Hebel: das Gefühl der Selbsterhaltung, der größeren Sicherheit, der materiellen und politischen Vortheile. Hinzu kam noch das Bewußtsein der eigenen Ohnmacht, der römischen Uebermacht, der Ehrgeiz der herrschenden Nation

anzugehören, der Eintritt in den Genuß aller hiemit verbundenen Rechte.

Es kann demnach sehr wohl der Fall vorkommen, wo ein Staat auf fremde, einer andern Nationalität angehörige Bestandtheile eine Anziehungskraft ausübt und sie mit sich verbindet, doch nur dann, wenn die materiellen Vortheile, die er bietet, die moralische Befriedigung, die er gewährt, stärker sind als die abstoßende Kraft des nationalen Gefühles, das gegen die Aufopferung der eigenen Sprache und Sitte und die Annahme fremder Sprache und Sitte sich sträubt und widersetzt.

So kann man, um ein neueres Beispiel anzuführen, getrost behaupten, daß der Elsaß nie in solchem Maaße der französischen Staatsidee sich angeschlossen hätte, wenn Frankreich nichts Anderes gethan hätte, als im Sinne Ludwigs XIV. fortzuregieren, der strenge Ordonnanzen erließ, um den amtlichen Gebrauch der deutschen Sprache, ja sogar die deutsche Kleidung zu verbieten. Was die Bevölkerung von Elsaß-Lothringen für Frankreich gewann, das war nächst der Thätigkeit des katholischen Clerus der überwältigende Eindruck der Macht, das stolze Selbstbewußtsein des Franzosenthums, der unwiderstehliche Zauber der großen Ereignisse der französischen Reformen und Siege, die Anziehungskraft der modernen Rechtsverhältnisse, im Vergleiche zu den mittelalterlich-feudalen Zuständen des damaligen Deutschland. Der Code Napoléon allein wirkte durchgreifender als all' die despotischen Ordonnanzen Ludwigs XIV.

V.

Innere Gegensätze.

Das Reich der Cäsaren war also trotz seiner Ausdehnung durch die allmälig um sich greifende Verschmelzung der Provinzen mit dem Centrum, durch die Durchdringung mit dem römischen Staatsgedanken mehr und mehr, so weit dies eben bei so großen Verschiedenheiten möglich war, geeinigt und innerlich befestigt worden.

Doch unterdessen bereiteten sich entgegengesetzte Kräfte vor, die es in den Grundfesten unterwühlten. Sie waren moralischer Natur. Die alte Volksreligion, bei allen antiken Staaten, ja selbst noch bei manchen modernen, ein mächtiges Bindemittel, das aber immer bei fortschreitender Civilisation sich abschwächt und durch andere moralische Kräfte verdrängt werden muß, war mehr und mehr wirkungslos geworden. Der alte Glaube war sogar in offenen Widerspruch mit der innersten Ueberzeugung des größten Theiles der gebildeten Classen gerathen. Das heidnische Religionssystem enthielt nämlich in seinen Götterfabeln, seinen alten Gebräuchen und Legenden Vieles, was in einem verfeinerten Zeitalter Anstoß erregen mußte. Die Moral, die sittliche Lebensanschauung ist aber stets eine Frucht der Zeit und Civilisation. Sie ist nicht etwas an und für sich Bestehendes, etwas unter allen Umständen Gleiches. Der kategorische Imperativ der Sittlichkeit ist der un-

trennbare Begleiter der Cultur. Um sich davon zu überzeugen, genügt es, einen Blick zu werfen auf den Menschen vor seinem Eintritte in die Schule der Civilisation.

In seiner Reise zur Erforschung der Wüste Ahkaf in Südarabien erzählt Baron Wrede den nachstehenden Vorfall:[1])

Ein alter Beduine befahl seinem Sohne, einem Knaben von zehn Jahren, die Kameele herbeizuholen. Dieser aber blieb ruhig beim Feuer sitzen und stöberte mit einem Stocke in den Kohlen. Als der Befehl wiederholt ward, antwortete er, der Alte möge sie selber holen. Dem Alten riß die Geduld und er gab seinem ungehorsamen Sohne einen Backenstreich. Aber in demselben Augenblicke hatte der Bube seine Dschembiye (Dolch) gezogen und seinem Vater in die rechte Seite gestoßen, worauf er hundert Schritte fortlief und dann stehen blieb. Der Vater ergriff, trotz der erhaltenen gefährlichen Wunde, sein Gewehr, zündete die Lunte an und zielte nach seinem Sohne, der auch mit der größten Kaltblütigkeit die Kugel erwartete. Doch übermannte den Vater die Liebe zu seinem Sohne, denn nachdem er einige Secunden in Anschlag gelegen, senkte er sein Gewehr mit den Worten: Nein, er ist ein Mann! Dann bat er seine Gefährten, seinem Sohne zu sagen, daß er nichts zu fürchten habe und zurückkommen könne. Der Bube kam auch ohne Scheu zurück, jedoch ohne ein Wort des Bedauerns oder der Reue seinem Vater zu sagen, holte die Kameele, belud sie mit Hilfe der Anderen und setzte seinen Vater, der mittlerweile verbunden ward, auf

---

[1]) Reise in Arabien. Herausgegeben von Maltzan, Bd. II, S. 238. Braunschweig 1873.

eines derselben; alles dieses aber mit einer Gleichgiltigkeit, als wäre nichts Besonderes vorgefallen. Keiner der Beduinen dachte nur im Entferntesten daran, dem Sohne Vorwürfe zu machen, im Gegentheile, sie schienen die That des Knaben ganz natürlich zu finden. Einer, den ich frug, was denn nun für eine Strafe den Knaben erwarte, gab mir zur Antwort: „Gar keine, wenn ihn nicht sein Oheim umbringt." Kurze Zeit darauf starb der Alte.

Der nächstliegende Schluß, den wir aus diesem Vorfalle zu ziehen berechtigt sind, ist wohl der, daß der Begriff von Recht und Unrecht, Gut und Böse, überhaupt die Auffassung von dem, was wir Moralgesetz nennen, außerordentlich verschieden ist und sich gänzlich nach der Bildungsstufe der Einzelnen oder der ganzen Völker richtet.

Der Vatermord ist bei allen civilisirten Völkern das fluchwürdigste aller Verbrechen, aber diese Beduinen faßten die Sache ganz anders auf; sie sahen darin einfach einen Vorfall, der die zwei Betheiligten allein anging; daß der Knabe die ihm durch die Maulschelle angethane Schmach sofort durch einen Dolchstoß rächte, finden sie nicht blos ganz natürlich, sondern sogar männlich, ja der tödtlich getroffene Vater ist derselben Meinung, und der einzige menschliche Zug ist der, daß er sich nicht entschließen kann, seinen Sohn niederzuschießen. Strafe erwartet den Knaben gar keine, außer wenn der nächste Anverwandte, der Bruder des Ermordeten, an dem Jungen, seinem Neffen, die Blutrache vollziehen wollte.

Es mag ein anderes Beispiel hier noch angeführt werden.

Das altgermanische Recht gestattete dem Sohne, seine altersschwachen Eltern auszusetzen und dem Hungertode preiszugeben.

Diese bei den Skandinaviern und im nördlichen Deutschland, ebenso wie bei den alten Slaven nachgewiesene Sitte kennt auch das indische Alterthum. Sie kommt auch bei Eraniern, Baktrern, Kaspiern und Massageten vor.[1]) Ob jene Ansicht Berechtigung hat, welche hierin einen den Alten geleisteten Liebesdienst sehen will, lasse ich dahingestellt sein. Daß dieser Brauch bei vielen alten Völkern sich findet, ist längst bekannt. Von den Römern berichtet Cicero: et sexagenarios a ponte dejiciebant.[2])

Immer werden wir hierin einen Ausdruck der größten Rohheit und Gefühllosigkeit erkennen dürfen.

Was kann uns verabscheuungswerther erscheinen, als das Eheweib dem verstorbenen Gatten zu opfern und es ihm in den Tod nachzusenden? Dennoch war diese Sitte, die in Indien sich bis auf unsere Tage erhalten hat, im Alterthume allgemein verbreitet: sie herrschte nach Herodot bei den thrakischen Völkern, nach Mela bei den Geten, ebenso bei den Scythen, wie auch unter den Hellenen (Pausanias 4, 2), nach Procopius bei den Herulern, bei den Skandinaviern und im deutschen Alterthume, wie bei den Slaven allgemein und insbesondere bei den heidnischen Russen, wo ein Gesandter des Chalifen Moktadir im Jahre 921/922 Chr. selbst einer solchen Verbrennung beiwohnte und ausführlich diese Scene in ihrer blutigen Wildheit beschreibt. Und ähnliche Gebräuche bestehen noch bei zahlreichen rohen Stämmen, wo die Hinschlachtung der Frauen und Sklaven des Verstorbenen zu den üblichen Trauerfeierlichkeiten gehört.

---

[1]) Zimmermann: Altindisches Leben, S. 328. Berlin, 1879.

[2]) Cic. pro Sexto Rosc. c. 35.

Bei den Arabern vor dem Islam war das Lebendbegraben der Mädchen nicht selten, und zwar nicht blos unmittelbar nach der Geburt, sondern selbst wenn sie schon einige Jahre alt waren. Erst durch den Islam ward diese grausame Gewohnheit abgestellt.

Menschenopfer finden wir bei den meisten alten Völkern, Indern, Griechen und Römern. In Griechenland hielten sie sich in Arkadien im Lykaiongebirge bei dem Feste Lykaia bis in die Zeit des Pausanias, bei den Römern bis auf Augustus, der dreihundert Perusiner dem Divus Julius opferte. [1])

Nach und nach drängt die höhere Cultur solche barbarische Sitten zurück. Man ersetzt die Menschenopfer durch Thieropfer, durch leblose Gegenstände, oder dort, wo der alte Aberglauben zu fest wurzelte, gab man doch dem Opfer Gelegenheit zur Flucht. Bei den Römern begann man zu den Opfern nur Verbrecher zu nehmen; seit Junius Brutus opferte man am Feste der Compitalien, wobei früher Kinder dargebracht wurden, nur mehr Mohn- oder Knoblauchköpfe, „ut pro capitibus capitibus supplicaretur".

Man sieht, daß allmälig die mildere Uebung durchdrang. Dieser Umschwung, der bei den verschiedenen Völkern im Laufe der Zeiten stattfand, kann doch nicht anders gedeutet und erklärt werden, als daß die Fortschritte der Cultur immer mehr die edleren Gefühle weckten, eine höhere Auffassung der Menschenwürde verbreiteten und die Macht des alten Aberglaubens brachen.

---

[1]) Sueton: Vita Octavii c. 15.

Was ist aber die Moral Anderes als das mehr und mehr zum Bewußtsein gelangte Gefühl der allgemeinen Menschenpflicht gegen sich selbst sowohl als gegen den Nebenmenschen?

Mit der Verfeinerung der Gefühle und der gesteigerten, durch die Fortschritte der Civilisation geförderten Empfindsamkeit, mit der höheren Ausbildung der socialen Anlage des Menschen schwang man sich zu einer humanitären Denkart empor.

Die Moral, ohne welche die menschliche Gesellschaft ebenso wenig bestehen könnte wie ohne Pflichtgefühl, ist ein Product der socialen Entwicklung. In den Anfängen der menschlichen Gesellschaft ist sie roh, unmerklich, kaum zu erkennen. Sie hebt sich und wächst mit dem Fortschritte der Cultur.

Der Wilde ist wie ein Kind, und zwar ein sehr böses. Ja er steht tiefer als jedes Kind einer Epoche höherer Bildung. Er kennt nur sein Ich, seine rohen, unbändigen Triebe beherrschen ihn vollkommen. Er kann nicht objectiv, sondern nur subjectiv denken; er hat noch nicht gelernt zu vergleichen und zu beobachten. Mit dem ersten Zusammenleben in der Gesellschaft beginnt die Lehrzeit des Menschen. Das eigene Ich muß sich vielfach dem Ich der Anderen anbequemen und fügen. Der Schwächere fühlt die Kraft des Stärkeren. Einer ist auf den Anderen angewiesen. Der Egoismus des Naturmenschen wird auf diese Art zuerst gezwungen, gewisse Grenzen zu achten. Anfangs ist es die Furcht, welche ihn dazu zwingt, allmälig wird eine Gewohnheit daraus.

So erheben sich unsichtbar, aber immer stärker die ersten moralischen Schranken: die ersten, im Laufe der Generationen immer mächtiger werdenden Fessel der socialen Ordnung.

Der Mord ist bei vielen wilden Völkern eine ruhmvolle That. Wenn aber das Gesetz der Blutrache hinzutritt, wird die Furcht davor schon eine Schranke gegen zu häufige Morde bilden. Und auf einer höheren Stufe der Cultur wird die Strafe auf Mord allmälig durch die Uebung eine höhere Weihe erlangen und den Mord als ein Verbrechen kennzeichnen. Dasselbe gilt noch stärker von allen gegen die Lockerung der Familienbande gerichteten Handlungen, die schon in den ersten Anfängen der Cultur streng geahndet wurden.

Bei weiterem Fortschritte lernt der Mensch immer mehr von sich selbst abstrahiren. Er lernt objectiv urtheilen. Wenn er Schmerz verursacht, wird er sich eine Vorstellung machen können von der Empfindung, die er hätte, wenn er selbst davon betroffen würde. So wird das Mitgefühl rege. Und hiemit ist der entscheidende Schritt gethan.

So erklärt sich das allmälige Verschwinden alter, blutiger oder barbarischer Gebräuche. Den Beweis für die Richtigkeit des Gesagten liefert die Thatsache der fortschreitenden Verfeinerung des Gefühles und der Empfindung bei den alten Culturvölkern. Man beginnt sich des Loses der Sklaven anzunehmen. Schon vor Aristoteles bildete deren Stellung den Gegenstand gelehrter Erörterung. Es gab Solche, welche die Herrschaft über den Sklaven als etwas Widernatürliches bezeichneten, denn von Natur aus sei zwischen den Menschen kein Unterschied und nur durch menschliche Satzung sei der eine frei, der andere unfrei.[1]) Und Plautus läßt in einem Stücke einen Sklaven zu einem freien

---

[1]) Aristoteles: Politik I, 2. 3.

Manne sagen: Ich bin ein Mensch wie du![1]) Juvenal tadelt aufs Schärfste Jene, die ihre Sklaven hart und grausam behandeln, die ihnen eine Tunica versagen, wenn es kalt ist, welche für den geringsten Verstoß sie einkerkern oder geißeln lassen, Jene, denen der Schall der Peitschenhiebe angenehm in die Ohren klingt, wie der Gesang der Sirenen, denn die Seelen der Sklaven und die unsere, sagt er, sind aus denselben Elementen gebildet (Sat. XIV, 15).

Welches feine, tiefe Gefühl liegt nicht in dem, was derselbe Dichter über die sittliche Erziehung der Kinder sagt: „Entferne von der Schwelle, wo dein Kind heranwächst, Alles, was sein Ohr oder sein Auge verletzen könnte. Halte von dort leichtfertige Frauen ab! Fern seien von da die nächtlichen Gesänge und die Parasiten! Wenn du eine schmähliche Handlung zu begehen im Begriffe bist, denke an die Unschuld deines Sohnes, und in der Gefahr, der Versuchung zu erliegen, möge der Gedanke an dein Kind dich beschützen!“ (Sat. XIV, 44).

Und Aehnliches lehrt schon nicht minder nachdrucksvoll Aristoteles.[2])

Nicht soll man Böses mit Bösem vergelten, sagt Juvenal (Sat. XIII, 190), man überlasse den Schuldigen seiner Reue, „diesem Schergen, den er Tag und Nacht im Busen trägt“ (XIII, 195).

Diese Beispiele ließen sich noch weitaus vermehren. Doch das Gesagte dürfte genügen. Solche feine Gefühle, eine so edle

---

[1]) Asinar. II, 4. 83.

[2]) Politik VII, 15.

moralische Richtung sind die Frucht einer langen Culturarbeit, nicht etwa priesterlicher Geistesdressur. Der Mensch trägt seine Offenbarung in sich und diese ist die beste, nur dauert es lange, bis er sie lesen und verstehen lernt.

Unter dem Einflusse griechischer Weisheit war in das harte, strenge Römerthum ein Zug der Humanität gekommen, der dem früheren Geschlechte gänzlich fremd war. „Die Menschen sind alle desselben Ursprungs und schulden sich gegenseitig Hilfe und Unterstützung; die Natur schreibt dem Menschen vor, seinem Nächsten Gutes zu thun, wer immer er sei, und zwar aus dem Grunde, weil er Mensch ist wie wir." [1])

Aber wie immer bei dem Uebergange zu einer höheren Stufe der Cultur blieben überaus zahlreiche Trümmer der früheren Rohheit und Ueberreste der alten Vorurtheile zurück. Auch ward die neue, höhere Moral nicht popularisirt, sie durchdrang nicht die Massen, sondern blieb das Eigenthum der Gebildeten. Das Recht, seine Kinder zu tödten, scheint erst im Zeitalter der Antonine beseitigt worden zu sein. Trotzdem blieb das alte Herkommen in Uebung und erst durch die christlichen Kaiser ward es gänzlich abgeschafft. Ja Seneca, der fein fühlende Philosoph, in dessen Schriften man sogar christliche Einflüsse bemerken wollte, scheint es ganz natürlich zu finden, daß man schwächliche und krüppelhafte Kinder ertränke! [2])

So sehen wir denn ein höheres Sittlichkeitsgefühl nur langsam und mühsam aus der alten Rohheit sich emporarbeiten.

---

[1]) Cic. de offic. III, 6.

[2]) Boissier: La Religion Romaine, Paris, 1874, II, 203 ff.

In demselben Maße, als die Gefühle sich verfeinerten und die moralisirende Richtung festere Wurzel faßte, gerieth man aber in immer unversöhnlicheren Widerspruch mit der alten heidnischen Religion und ihrem Cultus. Der Polytheïsmus und seine Ceremonien waren längst schon veraltet und den jüngeren Generationen entfremdet, ja sie waren zum Gespötte der geistreichen Kreise, der feinen Gesellschaft und der Literaten geworden. Die alten Göttergeschichten erklärt Horaz für höchst unsittlich und abgeschmackt, als „peccare docentes historias" (Od. III, 7, 19); Seneca sagt, es gebe kein Laster, das sie nicht rechtfertigen, denn sie lehren nur der Sittlichkeit sich entschlagen.[1])

Eine allgemeine Ernüchterung, eine tiefgehende Verstimmung durchdrang so die alte Welt, die Ideale der Kindheit waren verblaßt, die herrlichen phantastischen Göttergestalten waren ihres zaubervollen Schimmers beraubt, aus dem feierlichen Halbdunkel der Tempel ins Sonnenlicht des hellen Tages hervorgezogen worden. Man hatte sie verlacht und verhöhnt, und neben diesem Schiffbruche des religiösen Gefühles war mit der Entfaltung des Cäsarismus auch auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens jeder ideale Schwung, jede freie Regung erdrückt worden. Aber die Menschheit kann ohne Ideale nicht bestehen: nimmt man ihr die alten, so sucht sie sich neue.

In der christlichen Lehre war ein solches gegeben. Der absolute Gottesglauben, mit seiner aus dem Innersten des semitischen Geistes geschöpften Bestimmtheit und Sicherheit, die alle

---

[1]) Seneca: De vita beata 26, 6; Boissier: La Religion Romaine II, 421.

Classenunterschiede ausgleichende socialistische Färbung, vor Allem aber die so überaus glücklich gewählte popularisirende Richtung, nicht minder als die erhabene Einfachheit der evangelischen Moral, brachten ein neues Element des sittlichen Lebens in die der Versumpfung verfallene antike Gesellschaft.

Eine eifrige Propaganda verbreitete ihre Fäden nach allen Richtungen. Keine Verfolgung konnte ihr Einhalt thun. Schritt für Schritt wich das Heidenthum zurück. So weit die Grenzen der griechischen und römischen Cultur reichten, drangen die Sendboten des Evangeliums vor, nach Gallien, Spanien, Afrika ebenso wie in die Länder des Ostens. Ja die neue Lehre verbreitete sich sogar zu den außerhalb der Grenzen des Römerreiches lebenden Barbarenvölkern.

Indem eine Religion auf diese Art allmälig zur Geltung kam, welche die Unterschiede des Standes und der Nationalität aufhob, ward der nationale Gedanke mehr und mehr zurückgedrängt. Hiemit traf der politische Verfall des römischen Reiches zusammen. Die Macht des Staates ruhte in der Person des Kaisers und stützte sich nicht mehr auf die Masse des Volkes und eine große nationale Idee, sondern nur allein auf die Treue und Tapferkeit der Legionen, welche aus der Mitte der Barbarenvölker sich verstärkten. Der altrömische Geist war auch hier geschwunden. Als endlich die jungen, kräftigen Barbarenvölker das Reich ernstlich zu bedrängen begannen, erlag es nach längeren Kämpfen ihrem Ansturme. Es brach zuerst in zwei Hälften, die östliche und westliche, und diese letztere ward in kurzer Zeit die Beute der germanischen Eroberer.

VI.

Junge Völker.

Mit dem Falle der römischen Macht ist das Ende der alten griechisch-römischen Cultur gekommen. Durch ungefähr ein Jahrtausend hatte sie eine großartige Rolle gespielt. Sie war nun zum Abschlusse gelangt, denn wenn auch das oströmische Reich noch den alten historischen Zusammenhang mit dem Römerthume wahrte, so hatte es doch seit dem Siege des Christenthums dem alten römischen Geiste sich gänzlich entfremdet. Das weströmische Reich aber ward eine Beute der Barbaren und diese waren durchaus germanischen Stammes. In Gallien waren verschiedene germanische Stämme eingedrungen, unter welchen die kriegerischen Franken bald die entschiedene Obmacht gewannen. Italien war wiederholt von germanischen Eroberern mit Krieg und Verwüstung heimgesucht worden. Ein ostgothisches Reich entstand und Theodorich betrachtete sich als Beherrscher der Römer und Gothen, nahm den Purpur als Abzeichen seines Königthums an, das allerdings nicht lange dauerte, aber nochmals erfolgte die Bildung eines germanischen Staatswesens: das Longobardenreich entstand im Norden der Halbinsel am Fuße der Alpen.

Die iberische Halbinsel ward von Vandalen, S[illegible] Alanen besetzt und schließlich von den Westgothen b[illegible]

während Britannien eine Beute der Angeln und Sachsen wurde.

Selbst bis an die Küsten Nordafrikas gelangten die letzten Wogen der germanischen Völkerfluth und es entstand dort das kurzlebige Vandalenreich.

Auf diese Art war gegen Ende des V. Jahrhunderts der ganze Westen Europas bis tief nach Süden von germanischen Völkern besetzt.

Jeder feineren Cultur baar, aber unvergleichlich tapfer, voll Thatendrang, Lebenslust und Bildungstrieb, fanden diese Völker in den meisten der von ihnen heimgesuchten Länder römische Sprache und Sitte verbreitet.[1]) Die Eroberer gingen hierin bei den Besiegten in die Lehre, gewöhnten sich schnell an die höhere römische Civilisation, schließlich nahmen sie das Christenthum an, brachen mit ihrer nationalen Vergangenheit, geriethen mehr und mehr nicht blos unter den politischen, sondern auch den religiösen Einfluß des christlichen Rom und hierdurch mehr als durch alles Andere erhielt die Romanisirung ihre Vollendung. So in Gallien und auf der iberischen Halbinsel, wo aus der Vermischung der fremden Eindringlinge mit den theilweise romanisirten alten Landeseingebornen, den Kelten und Iberern, Mischvölker von ausgesprochen romanischem Charakter entsprangen.

In Britannien waren römische Cultur und Sprache lange nicht so tief eingedrungen. Die Sprache Roms war nie allgemein

---

[1]) Jordanis, der Ostgothe, Bischof von Kroton (551), sagt von den Germanen: „Diese tapfersten aller Völker, welche niemals einen Feind gefunden hatten, der ihnen gewachsen war, wenn sie sich nicht durch gegenseitige Angriffe selbst das Joch bereitet hätten."

verbreitet und hatte nirgends das Keltische gänzlich verdrängt. Dies gelang erst den deutschen Eroberern, die römischen Einflüssen um so weniger zugänglich waren, als das altnordische Heidenthum sich bei den Angelsachsen länger als bei den anderen germanischen Stämmen behauptete.

Es vollzog sich deshalb auch im Gegensatze zu dem, was in Gallien und Iberien vorging, eine allmälige Germanisirung der Bevölkerung. Als später die Jüten an die Seite der Angelsachsen als herrschender Stamm traten, ward der germanische Charakter des Volkes noch verstärkt und kräftigte sich dergestalt, daß trotz der normanischen Einwanderung und ihrer nun zur Alleinherrschaft gelangenden höheren Cultur dennoch der germanische Volkscharakter unter der romanischen Ablagerung des Normanenthums wesentlich unverändert, zum Theile sogar in überraschender Reinheit sich erhalten konnte.

Alles, was von der Cultur des Alterthums sich behauptet hatte, war römisch, und so wie das Christenthum den ausschließlich römischen Charakter angenommen hatte, so hielt auch die Romanisirung der jungen Völker, der Barbaren, gleichen Schritt mit der Verbreitung der christlichen Lehre.

Die Franken waren das erste unter den germanischen Völkern, die Angelsachsen die letzten, die das Christenthum annahmen. Dieser frühen Verbindung mit der Kirche von Rom verdanken die ersteren ihre rasche Machtentwicklung. Chlodwig herrschte nicht nur über fast ganz Gallien, sondern auch über die angrenzenden deutschen Länder östlich vom Rhein. Als an die Stelle der Merowinger das ebenso wie diese deutsche Geschlecht der Nachkommen Pippins, des gewaltigen Hausmaiers, trat, schien

unter denselben, von Karl dem Großen an, die römische Cäsarenherrschaft an die Deutschen übergegangen zu sein. Sein Reich umfaßte nicht blos Gallien und Italien, sondern auch den größten Theil Deutschlands.

Das nationale Gefühl war unter den Stürmen der Völkerwanderung und unter den Geburtswehen der neuen Völker und Staaten deshalb so stark zurückgedrängt worden, weil die alten Nationen zu Grunde gegangen, die neuen aber noch nicht fertig waren. Die einigende Macht des römischen Christenthums, erhöht durch die enge Verbindung mit dem fränkischen Kaiserthum, durch den Bund zwischen Kaiser und Papst war noch stark genug, die nationale Idee zurückzuhalten.

Doch die Wirren und Kämpfe unter Karls des Großen Nachfolgern führten bald zum Zerfalle des Frankenreichs nach den Nationalitäten. Der Vertrag von Verdun (843) legte hiezu den Grund und nach einer kurzen Vereinigung unter Karl dem Dicken (876—887) brach das fränkische Reich für immer entzwei. Deutschland und Frankreich gehen nun ihre selbstständigen Wege.

Vierhundert Jahre waren seit dem Sturze des abendländischen Römerreiches verflossen: eine kurze Spanne Zeit im Völkerleben. An die Stelle der Römer traten nun junge Völker.

Von diesen waren zwei entstanden aus der Mischung romanisirter Urbewohner mit deutschen Stämmen: die Franzosen und die Bewohner der iberischen Halbinsel; eines, die Briten, war hervorgegangen aus der Mischung keltischer, romanischer und germanischer Bestandtheile, jedoch mit entschieden germanischem Charakter. Aber im Stammlande des Römerthums, in Italien, entstand durch die Mischung der alten latinischen Bevölkerung

mit fremden Stämmen eine neue Rasse mit ausgesprochen romanischem Typus. In Deutschland ging aus der allmälig sich befestigenden Verbindung der alten, echt deutschen Stämme das deutsche Volk hervor aus seiner alten Stammeszersplitterung.

Aus diesen zwei Gruppen, den Romanen und Germanen, entstand die neue Cultur, und diese große geschichtliche Thatsache beherrschte Europa, beherrscht noch jetzt die Welt und dürfte noch bis in ferne Zeiten ihre gewaltigen Nachwirkungen fühlbar machen.

VII.

Die Romanen und die Germanen.

Gleich culturfähig, gleich hochbegabt, sind es doch tiefe Charakterverschiedenheiten, welche diese beiden mächtigsten und edelsten Stämme der arischen Rasse trennen. Trotz des gemeinsamen Ursprungs und ihrer nahen ethnographischen Verwandtschaft unterscheiden sie sich fast in Allem: Denkart, Sitte, Familienleben, Charakter, Volksideal, politischer Anlage und in den staatlichen Einrichtungen.

Die romanischen Völker wurden bald vom Geiste des Römerthums so stark durchdrungen, daß sie, besonders in ihrer politischen Gestaltung, in ihrer Geistesbildung, ihrer Denkweise, ihren alten volksthümlichen Ideen sich entfremdeten. Nur in unzugänglichen Bergen, in der Einsamkeit der Wälder hielt sich, mehr oder minder unvermischt, hie und da ein Bruchtheil alter Bevölkerung, wie die Basken in den Pyrenäen und die Bewohner der Bretagne. Sonst liefern, außer den historischen Nachrichten, die Inschriften, die Tempelreste, die Ruinen von Theatern und Wasserleitungen, Trümmer römisch angelegter Landhäuser und Bäder, die Mosaiken und Statuen den Beweis für die allgemeine Verbreitung der römischen Civilisation. Römisch war auch die gemeinsame Sprache der Gebildeten, des

übermächtigen Clerus und der christlichen Kirche. Schon König Chilperich versuchte sich als lateinischer Schriftsteller und machte Verse, worin er allerdings nach Gregor von Tours, als echter Barbarenfürst, der Prosodie Gewalt anthat.

Und dieser romanische Geist, der damals den keltischen, germanischen oder iberischen Stämmen eingehaucht wurde, zeigt sich noch jetzt deutlich in ihrer geistigen Thätigkeit und in ihrem politischen Leben.

Anders war es bei den der Romanisirung unzugänglich gebliebenen germanischen Stämmen. Unbezwungen durch Rom, dem Christenthume selbst lange widerstrebend, lebten sie in ihrer alten Stamm- und Gauverfassung in wilder Freiheit unter ihren Königen, Herzogen und Häuptlingen. Nur das Band der gemeinsamen Sprache, desselben Ursprunges, derselben Sitten und religiösen Gewohnheiten hielt sie nothdürftig zusammen, während Stammesfehden, angeborner Unabhängigkeitssinn und altererbte Streitlust nicht selten sie gegen einander bewaffneten.

Die Germanen hatten aus der Urzeit die zähe Anhänglichkeit an die Stammesgliederung, mit einem Worte die particularistische Gewohnheit, die Neigung und Anlage für eine föderative Gestaltung ererbt, ganz so wie die Hellenen, im Gegensatze zu dem für das Romanenthum charakteristischen Centralismus.

In den germanischen Völkern, selbst der Gegenwart, lebt noch unbewußt derselbe Unabhängigkeitssinn, der Particularismus der alten deutschen Gauverbände fort, während die Romanen den herrschsüchtigen, stramm zusammenfassenden, autoritativen Sinn der römischen Staatsmänner als geistiges Erbtheil überkommen haben.

In dem rasch erstarkenden französischen Königthum und anderseits den von Stammeshäuptlingen als gemeinsames Oberhaupt gewählten römisch-deutschen Kaisern, deren Macht stets durch die einzelnen Stammesfürsten in Frage gestellt werden konnte, findet dieser große, weltgeschichtliche Gegensatz zwischen Centralisation und Particularismus, zwischen Romanen und Germanen seinen deutlichen Ausdruck.

Erstere wuchsen bald zu selbstständigen Nationen empor mit Ausnahme des bei dem Einsturze des weströmischen Reiches in Trümmer geschlagenen und in Schutt begrabenen Italiens, das gleich der verzauberten Prinzessin des Märchens inmitten der Trümmer alter Herrlichkeit in tiefem Schlummer lag, bis das magische Wort: Freiheit und nationale Unabhängigkeit die Kraft des Zauberbannes brach.

Erst das Jahr 1859 brachte Italien die nationale Selbstständigkeit, während Deutschland seit 1870 zu einer strammeren nationalen Einigung gelangte.

Diese beiden Völkergruppen, Germanen und Romanen, sind die Träger der Civilisation, der Wissenschaft, der Kunst, die Pioniere der Zukunft. Neben ihnen verschwinden mit Ausnahme der Slaven alle anderen Rassen, die sie ja auch der Zahl nach weitaus überragen.

Die Fülle von Lebenskraft, welche ihnen eigen ist, die gewaltige Ausdehnungskraft, die sie besitzen, zeigt sich an ihren jungen Trieben, an ihren zahlreichen, üppig sich entfaltenden Schößlingen.

Spanien und Portugal, die bis vor wenigen Jahrzehenten ungefähr die Hälfte des großen amerikanischen Continentes ihr

eigen nannten, haben zwar bis auf geringe Reste oder ganz ihren Besitz verloren, aber dort eine Reihe von Töchterstaaten ins Leben gerufen, die durchaus romanischen Charakter zeigen, obgleich er unter dem Einflusse der localen Verhältnisse gewisse selbstständige eigenartige Züge auszubilden beginnt.

Ungleich geringer sind die Erfolge der Franzosen in dieser Richtung, aber die zähe Ausdauer, mit welcher die französische Bevölkerung von Niedercanada an der Sprache und den Sitten des Mutterlandes festhält, zeigt die nachhaltige, innere Widerstandskraft des französischen Nationalgeistes. Die kleinen Antillen sind französisch geworden, und in jenen Colonien, wo nicht das Klima europäische Ansiedlung ausschließt, vollzieht sich derselbe Vorgang.

Italien hat, trotz seiner inneren Zerklüftung, im Mittelalter seine Sprache und Sitte rings an den Küsten des Mittelmeeres verbreitet, und wenn es auch seine levantinischen Colonien verlor, sind dennoch überall Spuren italienischer Handelsthätigkeit, ehemaliger glorreicher Seeherrschaft und Territorialhoheit, sowie zahlreiche, allerdings nicht mehr mit dem Mutterlande politisch verbundene Handelscolonien zurückgeblieben.

Und sogar der verlassenste Zweig der romanischen Rasse, in der ungünstigsten Lage, eingekeilt zwischen Slaven und Magyaren, die Rumänen, haben sich nicht blos behauptet, sondern auch unter einem hochbegabten Fürsten einen ehrenvollen Platz im Kreise der europäischen Nationen zu erringen gewußt und scheinen berufen in Zukunft eine nicht unwichtige Stellung einnehmen zu sollen.

So gingen aus der römischen Nation und ihrer Verbindung mit den Barbaren, als secundäre Bildungen, die romanischen

Völker hervor und diese selbst wuchsen im Laufe der Zeiten zu solcher Kraft empor, daß sie ihrerseits neue Völker tertiären Grades ins Leben riefen.

Mit dieser Kraftäußerung scheint aber die schöpferische Thätigkeit des romanischen Stammes, wenigstens für eine Weile, zum Stillstand gekommen zu sein. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß innerhalb der romanischen Rasse eine Verschiebung sich vollzieht: Spanien und Portugal sind mehr oder weniger erschöpft und auch Frankreich bleibt in der Bevölkerungszunahme auffallend zurück, während Italien, dieses alte Culturland, plötzlich verjüngt in überwallender Volkskraft, fortwährend beträchtliche Ueberschüsse seiner Bevölkerung abzugeben im Stande ist. In Südamerika, im Oriente, an der nordafrikanischen Küste zählen die italienischen Ansiedler nach vielen tausenden, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß aus der italienischen Auswanderung im Laufe der Jahre, bei richtiger Leitung, größere politische Neubildungen italienischer Sprache emporwachsen könnten.

Großartig zeigt sich, selbst wenn auch nur in so flüchtigen Umrissen gezeichnet, die Lebenskraft, die Culturarbeit der romanischen Völker, aber die Leistung der germanischen Stämme ist nicht geringer, ja in mancher Hinsicht ist sie jener noch überlegen.

Britannien, das unter der Römerherrschaft einer wenigstens in den Städten nicht erfolglosen Romanisirung unterzogen worden war, mußte, als unter Theodosius die römische Macht dort zum Falle kam, von der römischen Besatzung geräumt werden und ward nun die Beute der Angeln und Sachsen, die von den Eingebornen selbst zum Schutze gegen die kriegerischen

Schotten herbeigerufen worden waren. Später kamen gleichfalls als Eroberer Dänen und Jüten, die das germanische Element verstärkten. So befestigte sich die neue Nationalität und erlangte solche Widerstandskraft, daß selbst die normanische Eroberung, obgleich sie neuen romanischen Zuzug brachte, dennoch den germanischen Grundcharakter der Bevölkerung nicht mehr zu ändern vermochte, wenn auch starke romanische Bestandtheile in der Sprache sich ablagerten.

Und diese aus der Vermischung der Angelsachsen mit den alten Bewohnern hervorgegangene secundäre Nation befestigte immer mehr und mehr ihre Herrschaft. Nur in den schottischen Bergen, sowie in Wales und Irland hielt sich die alte Sprache, als Volksdialekt.

Das auf solche Art ins Leben getretene englische Volk entwickelte, begünstigt durch die insulare Lage, seine Sprache, Denkart und seinen eigenthümlichen Rassentypus in der erfolgreichsten Weise. Früh schon begann es als kühnes Seefahrervolk das Meer zu durchkreuzen und gelangte Schritt für Schritt zu der unvergleichlichen Machtentwicklung, die es heute besitzt, wodurch es die größte Colonialmacht der Welt geworden ist. Bald faßte es festen Fuß in fernen Welttheilen und in der Begründung von Niederlassungen, die schnell zu beispielloser Blüthe gediehen, kann es nur mit Hellas verglichen werden.

Und diese Colonien, denen es die größte Freiheit gewährt, nachdem es durch die Losreißung der nordamerikanischen Staaten die Schädlichkeit des Zwanges kennen gelernt hatte, nehmen fort und fort die überschüssigen Volksbestandtheile des Mutter-

landes auf, denen dort das fruchtbringendste und ersprießlichste Feld der Erwerbsthätigkeit eröffnet wird.[1])

In demselben Maaße, als die Colonien emporblühen, gewinnt das Mutterland an Reichthum und Wohlhabenheit. Diese glückliche Wechselbeziehung bewahrt zum großen Theile England vor den politischen und socialen Krisen, denen die continentalen Staaten ausgesetzt sind, und man wird unwillkürlich an das erinnert, was Aristoteles von den Karthagern und ihrer Verfassung sagt: „den mißlichen Folgen einer solchen oligarchischen „Verfassung entgehen die Karthager dadurch, daß sie immer von „Zeit zu Zeit einen Theil der Volksmasse durch Aussendung „in die (unterworfenen) Städte zu Wohlstand kommen lassen,

[1]) Aber um die englische Colonialpolitik richtig zu verstehen, muß man unterscheiden zwischen ihrem Verhalten in uncivilisirten Ländern und solchen, wo die Engländer mit alten Culturvölkern in Berührung kommen. In den ersteren entfaltet sich auf das Glänzendste ihr colonisatorisches Talent; aber ganz anders ist die Sache im zweiten Falle. In Berührung mit alten Culturvölkern, die der Engländer sich unterwirft, und wo es sich um die Verwaltung eines größeren Gebietes handelt, tritt er gewaltthätig und rücksichtslos auf; solche Länder beutet er einfach aus, die einheimische Industrie wird durch den englischen Import zu Grunde gerichtet, zahlreiche hochbesoldete Sinecuren für Engländer werden auf Kosten des Landes geschaffen und auch die vielgerühmte britische Freiheit bedeutet nicht viel für die Eingebornen. Das Vorgehen der Engländer in Aegypten ist bezeichnend hiefür: sie haben sich bisher unfähig erwiesen das Land administrativ, politisch, militärisch oder financiell zu reorganisiren. Auch aus Cypern liegen mir Nachrichten vor, welche die britische Administration entschieden verurtheilen.

„denn dadurch heilen sie die Uebelstände und bewirken die Dauer „der Verfassung.“[1])

Eine ganz wunderbare Lebenskraft der Nation findet ihren Ausdruck in dem auffallend starken jährlichen Ueberschusse der Geburten, der eine beständige, große Auswanderung und Colonisation ermöglicht, wodurch das riesige Anwachsen der Colonien sich erklärt.

Und so groß ist die unerschöpfliche Lebenskraft Englands, daß es seine größte Colonie, die nordamerikanischen Staaten, verlieren konnte, ohne durch den Verlust in seiner Weiterentwicklung aufgehalten zu werden. Ja noch mehr: aus diesen nordamerikanischen Colonien bildete sich allmälig unter massenhafter Einwanderung der durch die Ungunst der heimatlichen Verhältnisse gezwungen ihr Vaterland verlassenden Deutschen ein neuer Staat von fabelhaft rascher Blüthe und Machtentfaltung: „die amerikanische Union“.

Eine neue, selbstständige, ihre nationale Eigenart festhaltende und hiedurch, trotz der gemeinsamen Sprache, ihre volle Unabhängigkeit behauptende Nation, um so zu sagen, tertiärer Bildung, löste sich vom alten englischen Stamme ab, der seitdem nur um so kräftiger blüht. Und der neue Trieb überholte an Zahl, Macht und materieller Entwicklung schon fast den alten Stamm.

Das, was in dieser Richtung die anderen germanischen Stämme geleistet, ist groß, aber es tritt dennoch weit zurück gegen die Erfolge der Angelsachsen.

---

[1]) Aristoteles: Politik II, 8, 9.

Die skandinavischen Völker, gesichert durch ihre geographische Lage, konnten sich schon von den frühesten Zeiten her ungestört entwickeln und gaben deshalb von Zeit zu Zeit Beweise einer mächtigen Thatenlust und eines kühnen Unternehmungsgeistes.

Auf kleinen Schiffen segelten die nordischen Männer weit übers Meer und trieben nicht nur Seeraub, sondern brandschatzten und besetzten die Hafenplätze, drangen, von der See die Ströme hinaufrudernd, weit ins Binnenland vor.

Diese kühnen, allen Gefahren trotzenden Schaaren unter ihren Seekönigen dehnten ihre Fahrten bis ins Mittelmeer aus. Sie besetzten den später nach ihnen unter dem Namen der Normandie bekannten Landstrich, wo sie bald durch Annahme des Christenthums und Verschmelzung mit der romanischen Einwohnerschaft einer höheren Cultur entgegengeführt wurden.

Von der Normandie aus eroberten sie England und gründeten dort eine neue Staatsordnung, ebenso wie sie in Unteritalien und Sicilien festen Fuß faßten und dort normannische Fürstenthümer errichteten. Selbst gänzlich romanisirt, brachten sie doch in die romanische Welt nordische Kriegslust und kühnen Unternehmungsgeist.

Sogar nach Rußland dehnten die nordischen Männer ihre Eroberungen aus. Unter dem Namen der Waräger eroberten sie das Land vom Paipus-See bis zum Weißen Meere, drangen bald bis Kiew und machten die Byzantiner vor ihrem Schwerte zittern. Aber der Zahl nach weit hinter den Slaven zurückstehend, nahmen sie allmälig deren Sprache und Sitte an. Doch der Name „Russen“ ist eine Hinterlassenschaft der Waräger.

Bis Constantinopel streiften normanische Schaaren und im IX. Jahrhunderte dienten Waräger in der Leibwache des Kaisers von Byzanz.

Ein muthvolles, seefahrendes Volk sind sie bis jetzt geblieben, wenngleich sie in die allgemeine Geschichte Europas nur vorübergehend eingreifen konnten. Schweden konnte nur für kurze Zeit die Stellung als nordische Großmacht behaupten.

Aber in der politischen Entwicklung, in der allgemeinen Culturarbeit zeigen sie wieder, ebenso wie England, was ein germanisches Volk zu leisten vermag, wenn es nicht durch gewaltsame Eingriffe in seiner friedlichen Arbeit gestört wird.

Die Dänen, sowie die Holländer, welche durch einige Zeit den Briten die Seeherrschaft streitig zu machen schienen, weisen ein ebenso erfreuliches Bild gesunden Volkslebens, normaler politischer Thätigkeit und fortschreitender Cultur auf.

Und der große, deutsche Stamm, nebst den Russen das größte und zahlreichste Volk Europas, das Herz des Continentes bewohnend, was that er? was war sein Loos?

Geographische Lage und politische Verhältnisse wirkten zusammen der ungehinderten Entwicklung entgegen. Die politischen Verhältnisse aber selbst waren im Grunde genommen nur eine Folge der geographischen Lage. Denn diese ist so ungünstig, daß dieses deutsche Volk nur ab und zu von äußeren hindernden Einwirkungen sich so weit unabhängig machen konnte, daß sich sein Volksgeist frei bewegen, seine Kraft unbehindert entfalten konnte. Wäre Deutschland, wie die britische Insel rings durch die See vor feindlichen Angriffen geschützt, in der unvergleichlich günstigen Lage gewesen, sich einer im Laufe der Jahrhunderte

kaum ein paarmal ernstlich gestörten Friedensarbeit der Cultur und des Fortschrittes hinzugeben, was hätte es geleistet!

Allein man kann getrost behaupten, daß außer den hauptsächlich deshalb auch zu Grunde gegangenen Polen kein Volk Europas in so ungünstiger geographischer Lage sich befindet. Im Norden vom Meere begrenzt, hat Deutschland nur noch im Süden an den Alpen eine gute natürliche Grenze, gegen Osten und Westen aber liegt es offen. Wären die Deutschen blos, nächst den Russen, das zahlreichste und nicht zugleich das arbeitsamste und kriegstüchtigste aller Völker dieses Welttheils, so müßten sie unter solchen Verhältnissen längst untergegangen sein. Hiezu kam noch eine höchst unglückliche und verkehrte historische Entwicklung; durch eine großartige Täuschung ward die Nation durch lange Jahrhunderte mit der Idee erfüllt, sie habe die Tradition der altrömischen Weltherrschaft auf christlicher Grundlage fortzusetzen; daher die verderblichen Bestrebungen Italien zu beherrschen, die Römerzüge, die Unterstützung der päpstlichen Herrschaft, die so lange währte, bis das erstarkte Papstthum sich über das Kaiserthum stellte, dieses erbittert bekämpfte und auf jede mögliche Weise in seiner Machtvollkommenheit zu schwächen suchte. Es kam dann eine Periode des Waffenstillstandes der beiden wetteifernden Mächte: Kaiser und Papst, aber Deutschland ward während dieser Zeit von Rom financiell ausgesaugt, geistig geknechtet und gerieth mehr und mehr in Gefahr gänzlich der demoralisirenden Herrschaft einer entarteten Priesterschaft anheimzufallen.

Da erfolgte der gewaltige Ausbruch der Entrüstung über jene, welche die trostlosen Zustände des Vaterlandes verschuldet

hatten. Die Reformationsbewegung begann. Es war der sittliche Ernst des Deutschen, der jetzt seine Siege feierte. Aber dieser Ruhm war theuer erkauft. Die ergrimmten und verwilderten Kriegsmänner haben im dreißigjährigen Kriege das Land in der entsetzlichsten Weise verwüstet, gebrandschatzt und die Bevölkerung Deutschlands um die Hälfte oder vielleicht zwei Drittel vermindert.

Es trat nun der Schwächezustand ein, welcher Deutschland fast wehrlos fremden Angriffen preisgab. Jede Hoffnung auf eine Wiedergeburt war geschwunden und ein deutscher Dichter dieser Zeit des Verfalles, Freiherr von Logau, konnte mit Recht von Deutschlands Lage nach dem westphälischen Frieden sagen:

> Wir mußten alle Völker zu Todtengräbern haben,
> Bevor sie Deutschland konnten recht in sich selbst begraben,
> Jetzt sind sie doppelt sorgsam den Körper zu verwahren,
> Damit nicht neue Geister in solchen etwa fahren.

Die französische Revolution und das hiemit verbundene unwiderstehliche Aufbrausen des gallischen Geistes brachte dem deutschen Volke neue schwere Prüfungen. Blutige Kriege, Fremdherrschaft, financielle Erschöpfung vermochten die unverwüstliche Volkskraft nicht zu brechen.

Aber in der deutschen Reformation und der französischen Revolution findet der Volksgeist der beiden großen Nationen seinen eigentlichen, seinen ganzen, echten Ausdruck. Es war als ob die ganze Seele der beiden Culturvölker in diesen zwei Ereignissen zur vollsten und ungehemmtesten Kraftäußerung gekommen sei.

Die französische Revolution, trotz ihrer wilden Ausschreitungen, vollendete in socialer und politischer Richtung das, was

die Reformation in sittlicher und kirchlicher begonnen hatte. Die ernsten Deutschen mit ihrem tiefen, innigen Gemüthe, ihrem unerschütterlichen Rechtsbewußtsein, kämpften gegen den Gewissenszwang für einen ehrlichen Glauben und eine freie Kirchengemeinde, und wie echt germanisch der ganze Charakter dieser Bewegung ist, dafür spricht am überzeugendsten der Umstand, daß der aus der Reformation hervorgegangene Protestantismus den germanischen Völkern ausschließlich eigen geblieben ist. Mit vollstem Rechte macht Macauley auf diese Thatsache aufmerksam, indem er sagt: „Es ist ein höchst bezeichnender Umstand, daß „kein größeres Gemeinwesen, dessen Sprache nicht teutonisch ist, „je den Protestantismus annahm, und daß, wo immer eine von „der alten Römersprache abgeleitete Mundart gesprochen wird, „dort auch die Religion von Neu-Rom vorherrscht."

Wie verschieden von der deutschen Reformation ist die französische Revolution! Diese will Freiheit nicht nur auf religiösem, sondern auch auf politischem und socialem Gebiete schaffen, aber es ist nicht der sittliche und religiöse Ernst, der in ihr vorherrscht, denn nun kommt der aufbrausende, leichtbewegliche, politische Sinn der Romanen zur Geltung, man begeistert sich für Ideale und Principien, ohne die innere Wahrheit und Ausführbarkeit zu prüfen, man schwärmt für politische und sociale Gleichberechtigung, für das unerreichbare Ideal der Menschenrechte, dem allerdings die Franzosen am ersten untreu wurden unter dem großen Corsen, geblendet durch Ruhm und Selbstvergötterung.

Aber Colonien gründen, die Cultur nach fernen Welttheilen tragen und von dort mit Reichthümern heimkehren, das war

dem Deutschen nicht beschieden. Sie trugen das Christenthum zu den nördlichen Slaven, civilisirten sie und hiedurch wurden allerdings große slavische Gebiete vollständig germanisirt.

Nordische Männer hatten Rußland in die Geschichte eingeführt. Ein zweites Mal arbeiteten Deutsche an der Begründung des durch den großen Czaren, Peter, mit Gewalt und Zwang im europäischen Geiste umgestalteten Staatswesens. Und bis auf unsere Tage sind viele der größten Staatsmänner und Feldherren Rußlands Deutsche gewesen.

Der Charakter der Völker findet seinen besten Ausdruck in ihren Thaten und namentlich in ihrem staatlichen Leben.

Von diesem Gesichtspunkte und nur in den letzten Ausgängen betrachtet, zeigen sich tiefgehende Unterschiede zwischen Romanen und Germanen. Nicht in den Thaten des Krieges, sondern in den Werken des Friedens suchen wir sie zu erkennen.

Der Romane zeigt in seinem politischen Leben eine große Geneigtheit für eine mächtig centralisirte Staatsgewalt, in den romanischen Staaten erreicht daher die königliche Macht zuerst eine sehr hohe Vollkommenheit, alte Rechte und Gewohnheiten werden leicht beseitigt, und der Besitz der Macht geht fast immer vor dem Rechte. Heftige Erschütterungen politischer Richtung sind nicht ungewöhnlich, die Revolution selbst, der Umsturz des Bestehenden ist ein Wort, das den germanischen Völkern fremd ist. In den Ländern germanischen Volkes ist der Gang der politischen Entwicklung langsamer und schwerfälliger. Der Volksgeist ist ernster und ruhiger, nicht zu plötzlichen Gefühlsausbrüchen geneigt, er ist conservativer und einer Verwischung der Stammeseigenthümlichkeiten, Verkennung der erworbenen

Rechte, einer centralisirenden Staatseinrichtung nicht geneigt. Die germanischen Staatseinrichtungen haben sich eben deshalb als dauerhafter erwiesen. Der Geist derselben ist conservativer. Innere Erschütterungen und politische Kämpfe außergewöhnlicher Art sind demnach in den germanischen Ländern weit seltener als in den romanischen.

Unter den Germanen sind die Deutschen der conservativste Stamm, und wo sie als politisches Element auftreten, bewähren sie glänzend ihre Stammeseigenart als Hüter der Ruhe, der Ordnung, der regelmäßigen Fortbildung, als Wahrer des Autoritätsprincipes. Deshalb sind die Deutschen überall ein wesentlich staaterhaltendes Element und bilden die festeste Unterlage jeder bestehenden Regierung, sie sind die dauerhaftesten Bausteine jedes Staatsgebäudes, das so glücklich ist, sie zu besitzen, und so weit geht der conservative Charakter des Deutschen, daß er, in fremdartige Staatswesen eingefügt, regierungsfreundlich ist, selbst auf Kosten seiner eigenen Nationalität. Ich habe von gebildeten Angloamerikanern, die ich über die Deutschen in den Vereinigten Staaten befrug, wiederholt das Urtheil vernommen: they are our best citizens; in Rußland sind die Deutschen treue Anhänger des Staates und hat ihre Arbeitskraft und Ausdauer blühende Ansiedlungen geschaffen und dem Reiche eine glänzende Reihe von Staatsmännern und Heerführern geliefert; in Ungarn hat selbst der magyarische Chauvinismus es nicht vermocht sie ins feindliche Lager zu treiben; im Elsaß hatte sich die deutsche Bevölkerung mit der französischen Oberherrschaft so vertraut gemacht, daß sie als Soldaten und Bürger der französischen Regierung in allen ihren politischen Metamorphosen mit gleicher Treue

anhingen, und in Oesterreich haben sie von jeher mit unerschütterlicher Anhänglichkeit für Kaiser und Reich geblutet und gezahlt und erst in den letzten Jahren macht sich eine oppositionelle Strömung geltend, seitdem die Deutschen ernstlich zu besorgen lernten, daß an die Stelle der österreichischen Regierung, an der sie hängen, unmerklich und in Folge eines allmälig sich vollziehenden Stoffwechsels eine andere treten könnte, die nicht mehr österreichisch, in dem alten Sinne des Wortes, sondern polnisch-böhmisch-ungarisch wäre. Dennoch ist es für Jenen, der den ruhigen, leidenschaftslosen Charakter des deutschen Volkes, namentlich der süddeutschen Stämme kennt, durchaus nicht ausgemacht, ob nicht schließlich, selbst wenn in Oesterreich der gewiß nicht gefahrlose Versuch, diesen Staat, unter Zurückdrängung des deutschen Elementes, auf slavischer Basis neu zu organisiren, gelingen sollte, die Deutschen sich auch in diese neue Ordnung der Dinge mit derselben Ruhe und Ergebung hineinfinden würden, mit der sie so vieles Andere über sich ergehen ließen. Allerdings darf nicht verhehlt werden, daß ein solcher Versuch, der in Oesterreich noch vor fünfzig Jahren ohne besondere Schwierigkeit hätte durchgeführt werden können, seitdem erschwert worden ist durch die mächtige Einwirkung der Nationalitätsidee, die überall in Oesterreich zur Herrschaft gelangt ist und die Pläne der Staatsmänner schon oft in ganz unerwarteter Weise durchkreuzt hat. Allein in der Hauptsache hat sich nichts geändert: Die Deutschen bleiben Deutsche! Und da können chauvinistische Aufreizungen kaum für die Länge einen geeigneten Boden finden. Extreme Richtungen sind bei den heißblütigen Romanen ebenso natürlich als volksthümlich, doch bei den kühlen,

besonnenen Deutschen sind sie kaum möglich und wären in vollstem Gegensatze zur ganzen Vergangenheit dieser Nation. Ob aber nicht die nationale Idee, die jetzt in Europa zur vollen Wirkung gekommen ist, noch größere Fortschritte machen und schließlich auch für die Deutschen maßgebend werden könnte, ist eine Frage, deren Beantwortung der Zukunft vorbehalten bleiben muß.

Seit dem allgemeinen Erwachen des politischen Lebens treten gewisse Verschiedenheiten des germanischen und romanischen Volkscharakters noch schärfer hervor. Die Romanen sind durchaus leidenschaftliche, schwungvolle Redner, sie begeistern sich leicht für eine Person, für ein Schlagwort, für eine Idee; die Germanen bleiben kühler, sie erwägen lang, kritisiren oft mehr als gut ist, sie sind deshalb nur schwer hinzureißen, oft zu langsam in ihren Entschlüssen, wo die Anderen zu rasch sind. Bei den Romanen sehen wir daher überall eine Geneigtheit zur Ueberstürzung in politischen Dingen, die ihren Ausdruck findet in einer gefährlichen Schwärmerei für republikanische oder doch stark demokratische Einrichtungen. Die germanischen Völker dagegen zeigen eine entschiedene Vorliebe für dynastische Staatsformen in constitutionellem Gewande, und nur die nordamerikanische Union und die Schweiz bieten ein entgegengesetztes Beispiel. Der romanische Charakter der Neuzeit neigt sich auffallend demokratischen Ideen zu, der germanische aber den aristokratischen.

Volksbewegungen in romanischen Ländern sind plötzlich, leidenschaftlich, aber rasch verraucht, in germanischen langsam, schwerfällig, aber andauernd und nachhaltig.

In der Entwicklungsgeschichte der europäischen Menschheit hatten bis vor Kurzem die Romanen die Führung im politischen, die Germanen im moralischen Gebiete. Seitdem hat Deutschland auch die erstere übernommen und im Interesse des Friedens kann Europa sich hiezu nur Glück wünschen.

Solcher Gegensätze ließen sich noch manche anführen, aber das Gesagte genügt, um zu zeigen, daß diese beiden Rassen, auf denen die moderne Cultur beruht, sich gegenseitig ergänzen.

VIII.

Die Slaven.

Wenn die germanischen Völker erst in die Geschichte eintreten, als der Westen und Süden Europas schon lange durch die Römer beherrscht und in die regelmäßigen Bahnen des staatlichen Lebens eingeführt worden waren, so erscheinen die Slaven noch etwas später in dem Kreise der europäischen Culturvölker.

Ihre älteste Heimat, soweit geschichtliche Erinnerung reicht, lag in den weiten Ebenen im Osten der Weichsel, des Dniester und der Wolga. Bald kamen sie mit den Byzantinern in Berührung, drangen gegen die Donau vor, besetzten Mösien, das spätere Bulgarien, und breiteten sich immer mehr in den südlichen Donaugegenden aus. Im Norden waren sie bis an die Elbe, die Saale und die Küsten der Ostsee vorgedrungen, wo sie mit deutschen Stämmen zusammenstießen.

Zu einer nationalen Einheit waren sie ebenso wenig wie die Germanen gelangt; sie lebten, wie diese, unter ihren Häuptlingen nach Stämmen gegliedert, von welchen jene zuerst in den Bereich der Geschichte eintreten, die mit den Deutschen oder den Byzantinern in Berührung kamen. Die langwierigen und aufreibenden Kämpfe mit ihren westlichen Nachbarn ließen allerdings

kräftige Staatenbildungen nicht aufkommen und die meisten westslavischen Völkerschaften geriethen bald in Abhängigkeit von Deutschland. Nur in Böhmen, Mähren und Polen gediehen sie zu festerer politischer Entwicklung. Das großmährische Reich unter Svatopluk hatte nur kurze Dauer und ward bald von Böhmen an sich gerissen. Dieses Land behauptete durch längere Zeit unter einheimischen Fürsten eine größere Selbstständigkeit, obgleich es bald mit Deutschland in enge politische Verbindung trat. Nur der slavische Volksstamm der Polen gelangte früh schon zur vollen, staatlichen Unabhängigkeit und zu bedeutender Machtentfaltung.

Im Südosten Europas an der Grenze des byzantinischen Reiches bildeten sich gleichfalls mehrere slavische Staaten, unter denen das serbische Reich durch ungefähr vier Jahrhunderte bestand und erst durch die Türken zum Falle kam. In Bulgarien, wo die alten Einwohner durch die slavischen Einwanderer allmälig slavisirt wurden, entstand trotz oftmaliger Kämpfe mit den Byzantinern ein selbstständiges Staatswesen und fand erst durch die türkische Eroberung sein Ende. Ein bosnisches Königthum, gebildet durch Lostrennung von Serbien, ward von den Ungarn unterjocht und kam bald auch unter türkische Herrschaft. Slavonien gerieth in Abhängigkeit von Ungarn.

Auch in Dalmatien und Kroatien saßen schon im VII. Jahrhunderte slavische Stämme unter eigenen Stammeshäuptlingen, die aber nach und nach theils der venetianischen, theils der ungarischen Obmacht sich fügen mußten. Nur ein paar Stämme behaupteten für längere Zeit eine durch ihre Bedeutungslosigkeit gesicherte Unabhängigkeit (Republik Ragusa, Freistaat Poglizza).

Von diesen zahlreichen slavischen Völkern und Staaten waren nur zwei durch ihre geographische Lage gegen Angriffe von Westen mehr oder minder gedeckt und konnten sich unabhängig erhalten: die Polen und Russen. Alle andern geriethen unter den politischen Einfluß oder die volle Herrschaft der Deutschen, Byzantiner, später der Türken, Venetianer oder Ungarn.

Man darf diese Thatsache nicht etwa damit erklären, daß man diesen Slavenvölkern geringere Kraft und Tapferkeit zuschreibt. Beide Eigenschaften besaßen sie im vollsten Maaße. Aber sie waren den Culturfortschritten des westlichen Europa gegenüber allzusehr zurückgeblieben. Sie traten aus dem Urzustande später heraus, als die einige Jahrhunderte früher mit dem römischen Staatswesen in Berührung gekommenen germanischen Völker, die ihrerseits aus ebendemselben Grunde geraume Zeit brauchten, bis sie die höher civilisirten Romanen einzuholen vermochten.

Die drei Hauptrassen Europas: Romanen, Germanen und Slaven, jedes für sich eine zahlreiche und mächtige Völkersippe umfassend, bezeichnen daher drei successive Culturphasen. Hiedurch ist auch die politische Entwicklung der Slaven eine dreifach abgestufte.

Zuerst gelangen die mit den Deutschen in Berührung kommenden Stämme zu festerer politischer Gestaltung: die Tschechen in Böhmen und Mähren, sowie die Polen. Weniger erfolgreich vollzieht sich dieselbe Umwandlung bei den unter byzantinischem Einflusse stehenden Slavenvölkern, denn das oströmische Reich war schon in so starkem Verfalle, daß es keinen

frischen, lebenskräftigen Samen mehr auszustreuen im Stande war. Am spätesten von allen Slaven treten die am entferntesten nach Osten wohnenden Russen ins politische Leben ein.

Am raschesten schwang sich der kräftige tschechische Stamm empor und erreichte bald im Allgemeinen die Höhe der westlichen Völker, von welchen ihn nur die eigenthümlichen, in dem Volksgeiste wurzelnden nationalen Anlagen schieden, die wir später noch besonders werden hervorheben müssen.

Eines ist aber bezeichnend für die Geschichte der slavischen Völker mit Ausnahme der Russen: die geringe Lebenskraft und Dauer ihrer Reiche, der schnelle Verfall ihrer nationalen Unabhängigkeit, eine Thatsache, die so auffällig ist, daß ein sehr patriotisch-slavisch fühlender Geschichtschreiber von achtenswerther Unabhängigkeit des Urtheils mit Bezug auf den bulgarischen Czar Peter den Ausspruch thut: „Wie sonst überall unter den „Slaven, nahm auch hier staatliche Größe, an eine Einzelperson „gebunden, nach ihrem Tode ein rasches Ende. So war es „nach Samo, so nach Svatopluk, nach Asên II., und Tvrdko „von Bosnien".[1])

Und diese Wahrnehmung können wir auch in der Geschichte der übrigen Slavenvölker machen. Kaum hatte sich Böhmen zu größerer Machtfülle emporgeschwungen, die in der Erlangung der Königswürde für die Herzoge von Böhmen ihren äußeren Ausdruck fand, kaum hatte Ottokar II. das Herzogthum Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain erobert und seine Macht bis an die Küste der Adria ausgedehnt, so mußte der durch seine

---

[1]) Jireček: Geschichte der Bulgaren, S. 171, Cap. IX.

kriegerische wie auch politische Tüchtigkeit gleich ausgezeichnete Fürst vor Rudolf von Habsburg unterliegen und mit Wenzel III. erlosch das Geschlecht der Przemysliden (1306). Wie sehr das Land seine Schwäche fühlte, zeigt sich darin, daß man deutsche Fürsten: zuerst den Herzog von Kärnten, dann Johann von Luxemburg zum Könige wählte, doch erst unter dessen Sohn begann für Böhmen eine Zeit neuen Glanzes und hoffnungsvollen Aufschwunges, allerdings unter vorwiegender Betheiligung deutscher Einflüsse. Aber schon unter Carls IV. Sohn Wenzel erfolgte eine Bewegung, welche allen Hoffnungen ein jähes Ende bereitete. Die furchtbaren Hussitenkämpfe brachen los. Anfangs mehr religiös gefärbt, arteten sie bald in jenen maßlos gesteigerten Haß gegen die Fremden und besonders die Deutschen aus, der auch schon früher als charakteristische Erscheinung des tschechischen Volksgeistes hervortritt. Damals zeigte es sich zum ersten Male deutlich, daß der slavische Volksstamm Böhmens eine große Empfänglichkeit besitzt, sich für religiöse und nationale Fragen zu begeistern, daß er jedoch hierin leicht zu leidenschaftlicher Erbitterung sich hinreißen läßt.

Die durch die häufigen inneren Unruhen hervorgerufene Erschöpfung des Landes, eine Folge der hussitischen Kämpfe, fand auch ferner ihren Ausdruck in der Wahl fremder Fürsten für die Krone Böhmens. Nur Georg von Podiebrad ist ein Böhme, der aber bald von der Schwäche seines Landes so durchdrungen war, daß er selbst vor seinem Ende den Ständen den Rath gab, den Jagelloniden Wladislaw zum Könige von Böhmen zu wählen, der, als er bald auch Ungarns Thron bestieg, seinen Sitz nach Ofen verlegte, wo auch sein Sohn

Ludwig verblieb, bis er in die Schlacht von Mohacz zog und dort Thron und Leben einbüßte.

Nun kam Ungarn mit Böhmen an das Erzhaus Oesterreich. Ein Versuch des böhmischen Adels durch die Wahl Friedrichs von der Pfalz von Oesterreich sich loszureißen fand ein rasches und blutiges Ende durch die Schlacht am Weißen Berge (1620).

Hiemit war in Böhmen eine feste Ordnung geschaffen und der nationale Hader zwischen Tschechen und Deutschen ruhte unter dem Drucke einer starken Regierung durch mehr als zweihundert Jahre, bis er 1848 sich wieder entzündete, und während dieser Epoche innerer Ruhe lieferten die beiden Volksstämme Böhmens, Tschechen und Deutsche, dem österreichischen Staate eine lange Reihe bedeutender Männer, die als Beamte, Priester oder Soldaten hervorragende Dienste leisteten.

Zeigt sich in der früheren Geschichte Böhmens ein allmäliger Verfall der Kräfte, sowie die durch die geographische Lage geschaffene Unmöglichkeit, die politische Selbstständigkeit zu behaupten, so tritt dieselbe Erscheinung in der Geschichte der Polen womöglich noch deutlicher hervor.

Zuerst im Lehensverhältnisse zum deutschen Reiche stehend, gewinnt das Land unter eingebornen Fürsten immer größere Kraft und Unabhängigkeit. Es reißt die kleinen Nachbarländer an sich: Litauen, Westpreußen und Ermeland, erwirbt die Lehensherrlichkeit über Ostpreußen. So hob sich Polens Macht unter den Piasten und Jagellonen. Mit dem Aussterben der Letzteren (1572) wird es Wahlreich mit allein entscheidendem Einflusse des Adels, der diese Stellung ausnützt, um seine Stimme und

seine Unterstützung einfach für vorher festgestellte Concessionen zu verkaufen (pacta conventa). Die Königswahl war der willkommene Anlaß zu solchem Schacher. [1])

Von nun an begann die eigentliche Adelsherrschaft, die ganz so, wie die Geschichte Böhmens zeigt, das Land vernichtete. Jedes monarchische Gefühl war dem Adel abhanden gekommen, der nur allein seinen Vortheil suchte. Eines solchen Wuthausbruchs einer so heldenmüthigen Verirrung, wie die hussitische Bewegung es ist, war das polnische Volk unfähig, und erst in der Schule des Unglücks lernte es wieder — doch zu spät — patriotisch fühlen und denken. Dazu kam der wachsende Einfluß der Jesuiten und der Clericalismus, der in Verfolgung der Protestanten und Orthodoxen ausartete. Das Liberum veto, das Recht jedes einzelnen Adeligen, gegen jeden Beschluß des Reichstages Einsprache zu erheben und dessen Zustandekommen zu verhindern, ist das deutlichste Symptom des Verfalles.

Wie die Böhmen, durch die politischen Verhältnisse gezwungen, sich fremde Fürsten zu Königen wählten, so nun auch die Polen. Unterdessen wächst die Macht der Nachbarstaaten und im Osten erhebt sich immer drohender der moskowitische Koloß.

Durch drei Theilungen wird das altersschwache Reich endlich vernichtet.

Wiederholte Aufstandsversuche in einzelnen polnischen Landestheilen, um das Joch der Fremden abzuschütteln, bleiben erfolglos, ja die Erhebung von 1846 gegen Oesterreich

[1]) In anderen Ländern ließen sich die Stände vor der Huldigung die Landesfreiheiten bestätigen.

fand in dem ruthenischen Bauernstande selbst den erbittertsten Gegner.

Das größte Volk der slavischen Rasse, die Russen, traten eigentlich erst dann in die europäische Geschichte ein, als die anderen beiden politisch am höchsten begabten slavischen Stämme, Tschechen und Polen, in die Epoche des politischen Verfalles gekommen waren.

Seit Rurik's Herrschaft in Theilfürstenthümer gespalten, von einzelnen Machthabern beherrscht, durch innere Fehden zerklüftet und zerfleischt, dann durch zwei Jahrhunderte von den Mongolen unterjocht, erscheint das russische Volk erst in der Reihe der europäischen Nationen, nachdem es sich von dem asiatischen Bedrücker befreit hatte. Moskau war der Sitz, Moskowien der Kern des neuen Staatswesens und Volksthums. Schnell erstarkte der junge Staat. Die Einzelfürsten verschwanden, die Reichstheilungen bei Todesfällen wurden beseitigt; zuerst auf asiatischem Boden breitete sich das Reich aus, begann aber bald sich gegen Westen und Norden, dann gegen Süden auszudehnen und erobernd vorzugehen.

Mit der Thronbesteigung der Romanow (1613), deren männliche Linie aber bald erlosch, begann für Rußland, Dank einer Reihe großer Fürsten, eine Periode beispielloser Machtentwicklung, die bis in unsere Zeit hineinreicht und erst mit dem Krimkriege zum Stillstande kam, während des letzten russisch-türkischen Krieges eine entschiedene Schwächung erlitt und seitdem unter furchtbaren inneren Störungen politischen und socialen Charakters in noch weiteren Verfall gerathen zu sein scheint, wenngleich über den Ausgang ein endgiltiges Urtheil sich zu bilden verfrüht wäre.

Im Orient hat Rußland als erobernde und colonisirende Macht Erfolge erzielt, die, wenn sie auch nicht von dem humanen und civilisirenden Geiste getragen und von denselben Erfolgen begleitet sind wie die englische Colonialpolitik, doch der räumlichen Ausdehnung nach diese noch übertreffen.

Es liegt in dem russischen Volke mit seinen vorwiegend bäuerlichen Neigungen voll kindlicher Einfachheit und Vorliebe für ruhigen Lebenserwerb eine große colonisirende Kraft, die leider unter dem Drucke einer schlechten Verwaltung und der militärischen Bevormundung sich nicht frei entfalten kann, aber dennoch dieser Nation eine große Culturmission sichert.

Die Colonisirung Sibiriens ist eine glänzende Leistung, doch entstellt durch die politischen Massenverbannungen, wofür Vergleiche nur in den großen Despotien des Alterthums, aber nicht in der europäischen Geschichte sich vorfinden. Und während in den sibirischen Einöden Städte aufblühen, Dörfer entstehen und ein Bild europäischer Cultur im asiatischen Norden sich zeigt, ist die Summe menschlichen Elends, die daneben sich ansammelt, beispiellos in der Geschichte.

Eine unersättliche Eroberungslust und eine kein Mittel scheuende Annexionspolitik traten in den letzten fünfzig Jahren auf asiatischem Boden zu Tage, während im vorigen Jahrhunderte Rußland mit derselben Beharrlichkeit gegen den Westen und Südwesten sich auszubreiten bestrebt war.

Hier wurden civilisirte Länder gewonnen, aber die neueren Eroberungen auf asiatischem Boden sind so ausgedehnt, daß ihnen der innere Zusammenhang fehlt, da Rußland kaum genügend im Innern entwickelt ist, diese Gebiete sofort zu besiedeln und zu

civilisiren. Dies gilt besonders von den annexirten mohammedanischen Provinzen. Die Bewohner dieser Länder kamen mit der Eroberung aus der unbeschränkten persönlichen Freiheit des orientalischen Staates unter das unbeschränkte, in europäische Formen gekleidete, aber deshalb viel schwerer als der orientalische Despotismus auf ihnen lastende Joch des russischen Militarismus. Aber trotzdem ist es unbestreitbar, daß die russischen Eroberungen auf centralasiatischem Boden einen Fortschritt der Civilisation bedeuten, daß Ländergebiete von gewaltiger Ausdehnung, die der wildesten Barbarei verfallen waren, hiedurch dem Handel und Verkehre geöffnet wurden, und daß hiemit die Vorbedingungen einer gedeihlichen Entwicklung gegeben sind. Auch ist es nicht zu verkennen, daß für längere Zeit eine stramme militärische Verwaltung die einzige Form ist, unter der so verwilderte Volksstämme erzogen und in die geregelten Bahnen der friedlichen Erwerbsthätigkeit eingeführt werden können.

Alles, was besonders von polnischer Seite über den nichtslavischen, mehr asiatischen Charakter des Moskowiterthums vorgebracht wird, ist einfache Voreingenommenheit oder Uebertreibung. Ein Mischvolk wie die Engländer sind die Russen allerdings, aber gerade wie diese den germanischen Charakter entschieden gewahrt haben, so ist der echt slavische Grundzug des Russenthums nicht zu verkennen. Ja in mancher Beziehung ist der slavische Charakter reiner und unverfälschter bei den Russen erhalten als bei den durch starke Mischung mit fremden Elementen beeinflußten Westslaven. Deshalb ist auch in Literatur und Kunst der Russe der echte Vertreter des slavischen Geistes.

Werfen wir einen Blick zurück auf die Geschicke der Slavenvölker.

Von den slavischen Staaten sehen wir zwei, Böhmen und Polen, nach nicht langer Blüthe bald in gänzlichen Verfall gerathen, und Rußland, das beträchtlich später als beide ins politische Leben eintrat, zeigt nach einer überaus raschen, ja beispiellosen Machtentwicklung die Anfänge schwerer Erkrankung: eine innere Fäulniß des Volkslebens äußert sich in dem Schwinden des Pflichtgefühles, des moralischen Sinnes, in dem Hervortreten roher Ausbrüche der Erbitterung, des politischen blinden Fanatismus, in den mehr und mehr sich geltend machenden wahnwitzigen Bestrebungen des Nihilismus und in dem auch die gebildeten Classen beherrschenden nationalen Chauvinismus, der, bei großen Nationen ein Zeichen gefährlicher Ueberreizung und leidenschaftlicher Ueberschätzung des eigenen Könnens gegenüber den Fremden, nur zu entschuldigen ist bei kleinen Völkern, die mit Recht oder Unrecht in ihrem nationalen Zukunftsideal sich bedroht sehen, hingegen unverzeihlich bei jenen, die ihren nationalen Ausbau vollendet haben.

Deshalb werden wir den Haß der Polen gegen die Fremden, die leidenschaftlichen Bestrebungen der Tschechen, die deutschen Einwohner Böhmens allmälig zu slavisiren, milder beurtheilen müssen als den chauvinistischen Groll der russischen Panslavisten gegen die Deutschen, dem General Skobeleff einen so unüberlegten Ausdruck gegeben hat.

Aber so unangenehm der russischen Regierung das Aufbrausen des überreizten Nationalgefühles auch sein mag, so schwere Gefahren es auch über dieses nicht mehr in ungeschmälerter Kraft

stehende Reich heraufbeschwört, — durch eigenes Verschulden wurden diese Leidenschaften entfesselt und die Geister gerufen, die man nun wieder bannen möchte!

Durch die Kriege gegen die Türkei war schon früh in Rußland das Gefühl der Stammesverwandtschaft mit den unter türkischer Herrschaft stehenden slavischen Stämmen wachgerufen worden, und bald erkannten die russischen Staatsmänner, welcher mächtige Hebel diese Idee zur Erreichung ihrer Endziele sei. Lange schon, bevor man in Europa bewußte nationale Politik trieb, machte Rußland eine panslavistische, die Stammesverwandtschaft aller Slavenvölker in den Vordergrund stellende Politik. Wie klar man hierüber dachte zu einer Zeit, als die Hauptmächte des Continents der nationalen Frage gar keine oder nur sehr geringe Beachtung schenkten, zeigt am besten ein Brief Kaiser Alexanders I. an den Admiral Tschitschagoff, den Befehlshaber der Donauarmee und der Flotte des Schwarzen Meeres im Kriege gegen die Türkei vom Jahre 1812: „Das Wichtigste für uns ist“ — sagt der Kaiser — „zu unseren Gunsten den militärischen „Geist der Völker slavischen Ursprungs nützlich zu machen, „wie namentlich der von Serbien, Bosnien, Dalmatien, „Montenegro, Kroatien und Illyrien, welche, wenn sie „einmal bewaffnet und militärisch organisirt sind, für unsere „Operationen eine mächtige Hilfe sein können. . . . . Sie „müssen alle nur möglichen Mittel anwenden, diese slavischen „Völker zu begeistern, um sie für unsere Zwecke dienlich zu „machen. Sie müssen ihnen z. B. die Unabhängigkeit, die Errichtung eines slavischen Königthums, für die einflußreichsten „Männer unter ihnen Geldspenden, Orden und Titel versprechen,

„wie sie ihren Häuptern und ihren Truppen angemessen er„scheinen.“[1])

Man sieht hieraus, wie klar der Kaiser die nationale slavische Idee erfaßte und für die Zwecke seiner Politik benützte. Aber nicht blos der Gedanke, daß die Slavenvölker außerhalb Rußlands dessen natürliche Verbündete seien, sondern daß Rußland von der Vorsehung berufen sei, die unter fremder Herrschaft stehenden Slavenstämme zu befreien und unter seinen Schutz zu nehmen, verbreitete sich schon früh und faßte tiefe Wurzeln. Ursprünglich kehrte sich natürlich diese Idee gegen die Türkei; daß aber nach Befreiung der türkischen Slaven Rußland auch an die österreichischen Slaven denken werde und müsse, bildete seit Langem schon einen Artikel des Glaubensbekenntnisses des Panslavismus, der in der That seit den letzten Niederlagen der Türkei sein Haupt mit großem Siegesgefühl zu erheben beginnt.

Und nicht mit Unrecht, denn es läßt sich nicht läugnen, daß diese Idee im Laufe der Jahre große Fortschritte gemacht hat. Der Widerstand der Türkei ist gebrochen, Bulgarien, Serbien und Montenegro sind selbstständige Staaten geworden, die mit Sicherheit noch mehr von der Zukunft erwarten, und Oesterreich glaubte den Gefahren des Panslavismus auszuweichen, indem es gewöhnlich eine Schaukelpolitik befolgte.

Und gerade Oesterreich hätte allen Grund diese gefährlichen Wege zu vermeiden, denn die Geneigtheit seiner slavischen Völkerstämme, sich für allgemein slavische Politik zu begeistern, hat seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bedeutend zugenommen,

---

[1]) Zinkeisen: Geschichte des türkischen Reichs, VII, S. 721.

und es gibt keine größere Gefahr für ein gemischtes Staatswesen, als die Betonung des einseitigen nationalen Interesses im Gegensatze zu dem gemeinsamen.

Die panslavistische Idee ist demnach für Oesterreich gewiß von großer Bedeutung: sie ist aber auch auf westslavischem Boden entsprungen.

Der älteste Vertreter des Panslavismus, vielleicht dessen Erfinder ist ein katholischer, kroatischer oder bosnischer Geistlicher, Georg Krizanic, wie überhaupt katholische Geistliche in der slavischen Bewegung in Oesterreich eine überaus einflußreiche Rolle spielen und gerade in unserer Zeit sich als eifrige Förderer des slavischen Chauvinismus hervorthun. Während Huß stets nur als patriotischer Tscheche spricht und als solcher gegen die Deutschen predigt, nimmt Krizanic einen ganz andern Standpunkt ein. Es scheint, daß er während eines längeren Aufenthaltes in Rom zuerst für die religiöse Einigung aller slavischen Völker sich begeisterte; dann begab er sich nach Rußland und predigte dort den Panslavismus, wobei er politische und religiöse Reformen dem Czaren empfahl, der ihn dafür nach Sibirien in die Verbannung schickte. Dort blieb er in der Stadt Tobolsk volle fünfzehn Jahre, während welcher er verschiedene größere Arbeiten im panslavistischen Sinne verfaßte.

In einer seiner Schriften bezeichnet er seine Lebensaufgabe wie folgt: „Ich bin hieher gekommen (er schreibt in Rußland), „um die slavische Sprache zu reinigen, eine gute Grammatik „und ein gutes Lexikon zu schreiben, um eine Geschichte der „ganzen slavischen Nation zu verfassen, um die Lügen zu wider„legen, welche die Fremden über die Slaven und besonders die

„Russen verbreiten. .... Mit Unrecht hat man mich als „Abenteurer und Vagabunden behandelt. Ich bin hieher ge„kommen, den einzigen König meiner Nation und „Sprache, den es gibt, zu finden; ich bin zu meinem Volke „und in mein wahres Vaterland gekommen.“

Er will eine gemeinsame slavische Sprache gründen, er will die Fremden austreiben. „Unser slavisches Volk“ — schreibt er — „ist dem Elende preisgegeben; wir werden ausgeplündert „von den Deutschen, den Juden, den Schotten, den Zigeunern, „den Armeniern und Griechen.“

Er empfiehlt dem Czaren alle Deutschen aus der Armee zu entfernen: „Der Schweiß und die Thränen des russischen „Volkes mästen die Deutschen, Officiere oder Kaufleute, die grie„chischen Händler und die Wegelagerer der Krim.“ „Du allein, „o Czar“, ruft er, „bist von Gott bestimmt Hilfe zu bringen „den Slaven der Donau, den Polen, den Tschechen, ihnen „die Unterdrückung und Erniedrigung zu zeigen, die auf ihnen „lastet; du allein kannst sie lehren ihre Nation zu rächen und „das deutsche Joch abzuschütteln, das sie niederdrückt!“ —

Der Czar Alexis starb 1676 und erst sein Sohn und Nachfolger Fedor gestattete im selben Jahre die Rückkehr des unglücklichen Schwärmers aus Sibirien nach Moskau.[1])

Daß solche Ideen, wie Krizanic sie predigte, in Rußland nicht durchdrangen, ist leicht begreiflich, aber man verstand es bald, wie Kaiser Alexanders I. Instruction an den Admiral Tschitschagoff beweist, sie zu politischen Zwecken nach außen zu

---

[1]) Vgl. L. Leger: Nouvelles études slaves. Paris, 1880.

benützen. In Oesterreich und unter den Slaven der Türkei mögen sie nicht ohne Wirkung geblieben sein. Aber einen unmittelbaren Erfolg hatte Krizanic nicht, wenngleich sein Auftreten zeigt, daß für solche Ideen eine gewisse Empfänglichkeit damals schon vorhanden sein mußte.

Erst als mit den Reformbestrebungen des Kaisers Josef II. eine lebhaftere Bewegung der Geister in Oesterreich sich fühlbar machte und eine größere literarische Thätigkeit hievon die Folge war, trat das nationale Element wieder in den Vordergrund und benützte jede Gelegenheit um Opposition zu machen gegen die hochherzigen Bemühungen des gekrönten Menschenfreundes, der übrigens keineswegs, wie man in neuerer Zeit behaupten hört, ein Gegner des slavischen Volksthums war. Er berief sogar eine Commission nach Wien zur Regulirung der illyrischen Orthographie und Grammatik.[1])

Im Jahre 1792 ward eine Lehrkanzel der böhmischen Sprache an der Universität in Prag gegründet und bald begann daselbst vorerst auf wissenschaftlichem und literarischem Gebiete eine lebhaftere Agitation im slavischen Sinne, welche auch in andern slavischen Landestheilen Oesterreichs ihren Widerhall fand. Jungmann, der Philologe und Lexikograph, Dobrovsky, Palacky, Schafarik, der Slovake Kollar, Kopitar der Slovene und viele andere wirkten in dieser Richtung und bemühten sich mit Erfolg ihre Schüler für slavische Sprache und Philologie zu begeistern. Man gründete Zeitschriften und Vereine, um das

---

[1]) P. J. Šafarik: Geschichte der südslavischen Literatur, herausgegeben von J. Jireček, II, S. 77, 81, 88.

nationale Gefühl zu beleben, und verbreitete eifrigst die Idee, daß alle slavischen Stämme eine einzige Nation bilden: „Die Hundertmillionennation", wie sie in panslavistischen Kreisen genannt wird.[1])

Solche nationale Bestrebungen sind gewiß höchst achtenswerth und sie sind auch vollkommen berechtigt, aber diese offene

[1]) Diese großartige Selbsttäuschung, daß alle slavischen Stämme nur eine einzige Nation bilden, ist eine Art Dogma der Panslavisten von jeher gewesen. In der Geschichte der südslavischen Literatur von P. J. Šafarik, herausgegeben von Josef Jireček, III, S. 103, sagt der Verfasser bei Erzählung der mißglückten Bestrebungen der Slavenapostel Cyrill und Methud eine gemeinsame slavische Nationalkirche zu gründen: „So ward, nach dem unerforschlichen Rathschlusse der Vorsehung, das Anschicken der gigantischen Nation der Slaven, bei gleicher Religion, gleicher Schriftsprache und — unter Svatopluks mächtigem Walten — bei einem Oberhaupte ein Ganzes zu werden, durch unvorhergesehene, unabwendbare Stürme zerstört und vereitelt!" —

Im Jahre 1837 veröffentlichte Johann Kollar seine Schrift: „Ueber die literarische Wechselseitigkeit der slavischen Nation" (Pest, 1837). In seiner Besprechung einer Schrift von Dobrovsky (Slavin: Botschaft aus Böhmen an alle slavischen Völker ꝛc.... von Dobrovsky, Prag, 1806) sagt Kopitar (Kleine Schriften, herausgegeben von Fr. Miklosich): „Weit entfernt den Zeitpunkt, da, wie am Ende bei den Griechen, ein Schriftdialekt alle übrigen verschlingt, vor der Zeit herbeizuwünschen, freut sich der philosophische Sprachfreund vielmehr des frohnachbarlichen, gemeinsamen Lebens aller" — (S. 40). Professor Hacquet in seiner „Slavischen Völkerkunde, Leipzig, 1801 (gewidmet dem Kaiser Franz I.), sagt (S. 135): Die slavische Sprache hat dieses mit der altgriechischen gemein, daß sie nach mehreren Dialekten auch geschrieben wird. — Wie man sieht, ist der Ideengang immer derselbe: „eine Sprache, eine Nation".

Anerkennung darf uns nicht verhindern ebenso unumwunden den Tadel auszusprechen über die krankhaft gereizte Stimmung verschiedener slavischer Parteimänner gegen die Fremden und besonders die Deutschen. Palacky, Schafarik und mehrere andere, ja die meisten slavischen Literaten sind in diesem Punkte von einer Einseitigkeit des Urtheils, welche wirklich bei ernsten, wissenschaftlich gebildeten Männern und Gelehrten geradezu unbegreiflich ist. Alles sehen sie nur durch national gefärbte Brillen; Palacky nannte die Deutschen ein Räubervolk, welchen Ausdruck er später dahin verbesserte, daß er sie als Raubvolk mit den Römern, Hunnen, Avaren, Mongolen und Tataren verglich, denen er als nicht erobernde Völker die Juden, Griechen und Slaven entgegenstellt. Schafarik verherrlicht in seiner slavischen Alterthumskunde das alte Slavenvolk in enthusiastischer, mit den Quellenschriften oft im Widerspruche stehender Weise, während überall die Deutschen als die rohen Unterdrücker geschildert werden. Schon im Jahre 1827 hatte Kollar in seinem poetischen Slávy dcera die Deutschen und Magyaren gemeinschaftlich heftig und leidenschaftlich angegriffen.[1]) Es war dies zu einer Zeit, wo von magyarischer Hegemonie noch so wenig die Rede war, daß die eigentliche Staatssprache in Ungarn Lateinisch war und nicht Magyarisch. Bei Kollar tritt aber auch die Idee, für welche Krizanic sich begeisterte, nämlich die Verbrüderung aller slavischen Stämme, also die panslavistische Richtung,

---

[1]) Im fünften Abschnitte Acheron genannt, werden die Martern der in die Hölle gekommenen Feinde des Slaventhums, besonders der Deutschen geschildert.

deutlich hervor. Zwar gibt er der „Solidarität der Slaven“ „vzajemnost slovanska“ nur eine literarische Tragweite, aber daß hiebei die politische Seite der Sache nur aus Gründen der Preßpolizei nicht hervorgehoben wird, ist kaum zweifelhaft.

So streuten diese Männer, welche in hingebungsvoller Weise und zum Theil wohl auch ohne persönlichen Hintergedanken, ja mit Begeisterung, mühevollen Studien sich widmeten, einen Samen aus, der bald die giftige Frucht des Hasses brachte. Ja die nationale Ueberreizung der Gemüther äußerte sich sogar in literarischen Fälschungen (Königinhofer Handschrift).

Mit dem Erwachen der nationalen Leidenschaften in Böhmen zeigte sich auch eine ähnliche Bewegung bei den südslavischen Stämmen. Der Illyrismus fand in dem Kroaten Ludwig Gaj einen eifrigen Vertreter, der kroatische Clerus stützte ihn und kämpfte mit ihm gegen die constitutionell-liberalen Ungarn. Hervorragende südslavische Kirchenfürsten traten für die slavischen Ideen ein, wie Haulik, der Bischof von Agram, später Cardinal, Rajacic, der serbische Erzbischof, später Patriarch; in Agram entstand eine südslavische Akademie der Wissenschaften, und mit welcher Hingebung der jetzige Kirchenfürst von Diakovar, Bischof Stroßmayr, die slavische Idee befördert, ist bekannt.

Und Rußland, wo der Zwangsapparat des Absolutismus freie Meinungsäußerung nur duldete, wenn sie ihm bequem war, sah das allmälige Anwachsen der slavischen Bewegung nicht ungern, denn es erblickte hierin ein Mittel zunächst, um die Türkei zu schwächen, Oesterreich Verlegenheiten zu bereiten

und Polen fester an sich zu fesseln. Denn auch unter den Polen fanden ab und zu die panslavistischen Ideen Verbreitung und leidenschaftliche Anhänger.

Im Jahre 1846 veröffentlichte der Pole Graf Adam von Gurowski in München eine Broschüre,[1]) worin er über Polens Lage sich ausspricht wie folgt: „Wirft man einen Ueber- „blick auf die Zustände der Volksmassen in den drei Theilen „des zerfleischten Polens, so findet man vorerst in Preußisch- „Polen oder in dem sogenannten Großherzogthum Posen eine „merkliche Besserung und Hebung seiner bürgerlichen „und materiellen Verhältnisse. Ein großer Theil ge- „nießt Sicherheit der Rechte und des Besitzes. Eben „dadurch ist aber auch eine Scheidewand zwischen der Volks- „masse und dem Adel gezogen, die alljährlich sich verdichtet und „von der die Stimme der Nationalität immer ohnmächtiger ab- „prallt.“[2])

Dieses Eingeständniß ist sehr werthvoll, denn es zeigt, wie erfolgreich eine gute Administration und gesicherte Rechtszustände den nationalen Verhetzungen der revolutionären Adelspartei den Boden entziehen.

Hiemit sind natürlich die panslavistischen Fanatiker höchst unzufrieden, und daß Graf Gurowski, obgleich Pole, dennoch auf panslavistischem Boden steht, darüber läßt er uns keinen

---

[1]) Die letzten Ereignisse in den drei Theilen des alten Polens, von Graf Adam von Gurowski, München, 1846.

[2]) Vergl. desselben Verfassers Schrift: Le Panslavisme, Florenz, 1848.

Zweifel, denn er tröstet sich über das Unglück Polens mit der Hoffnung, daß bald die Zeit kommen werde, „wo die groß-„slavische Fahne vom Eismeer bis zum Mittelmeer, „von der Weichsel bis zum stillen Ocean mächtig „wehen werde!“

Das Jahr 1848 förderte die Entwicklung der nationalen Ideen. Die politische Atmosphäre war mit Elektricität übersättigt und die Blitze des großen Völkersturmes mußten sich entladen.

Die russische Politik mit ihren beharrlich wiederholten Angriffen gegen die Türkei, angeblich zur Befreiung der slavischen Bruderstämme vom fremden Joche, eigentlich aber zur Machterweiterung Rußlands, förderte wirksam die Bestrebungen der Panslavisten. Tschechische Politiker suchten deshalb Anknüpfungspunkte in Rußland und die Zerfahrenheit der inneren Zustände Oesterreichs leistete den Umtrieben der nationalen Agitation auch hier mächtigen Vorschub.

Das Ausscheiden Ungarns aus dem Reichsverbande und die Umgestaltung dieses Landes in einen magyarischen Nationalstaat, die Beseitigung der österreichischen Beamten in Galizien und die mit fieberhafter Hast durchgeführte Polonisirung dieser Provinz mußten natürlich auch bei den übrigen slavischen Stämmen in und außerhalb Oesterreich den Wunsch erwecken, sich in eine ebenso günstige Lage zu versetzen.

Die slavische Bewegung hat denn auch in Oesterreich stets zugenommen und nimmt einen immer ernsteren Charakter an, je mehr sie die Idee der Gemeinsamkeit der slavischen Völker gegenüber den Deutschen zum Ausdrucke bringt. Denn es steigert

sich beiderseits die Gereiztheit, die Erbitterung, und die Gefahr eines Zusammenstoßes wird immer näher gerückt.

Seit die Türkei zurückgeworfen worden ist, ward auf diese Weise Oesterreich die Operationsbasis des Panslavismus.

Aber selbst über Oesterreichs Grenzen hinaus wirft die nationale Bewegung ihre Wellen. Und wo sie ein Zeichen gibt, sind es Aeußerungen des Hasses und der Leidenschaft.

Noch jüngst konnte man in einem deutschen Blatte („Augsburger Allgemeine Zeitung" vom 29. Juni 1881, S. 2620) lesen, daß der ultramontane Graf Czarnecki von der Strafkammer des Landesgerichtes in Posen wegen Anbringung zweier Fahnen auf seinem Schlosse mit der Inschrift: Tod den Deutschen! zu sechsmonatlicher Haft verurtheilt worden sei. Und dem bündigen Programm des Deutschenhasses, das in General Skobeleff's Reden widerhallte, entspricht auch das geflügelte Wort, das seinerzeit in der tschechischen Tagespresse erklang: „Lieber die russische Knute als deutsche Freiheit."

Mit Recht oder Unrecht wird dem tschechischen Schriftsteller und panslavistischen Parteigänger Carl Havliček dieses Wort zugeschrieben.

Solche Züge sind culturgeschichtlich höchst lehrreich, denn sie zeigen, zu welchen Verirrungen heißblütige Charaktere und erregbare Völker durch nationale Leidenschaft sich verleiten lassen.[1])

---

[1]) Der Haß gegen die Fremden, der nationale Chauvinismus der Slaven fiel schon in alter Zeit denkenden Geschichtsschreibern auf, und der byzantinische Kaiser Leo, der Philosoph, sagt in seiner Schrift über die Kriegskunst (Tactica) von den Slaven: „Sie lieben die

Wenn aber schon bei den Polen, die doch am wenigsten vom Panslavismus zu erwarten haben, vereinzelte solche Ausbrüche der Leidenschaft erfolgen, so wird man wohl glauben müssen, nicht blos, daß in der panslavistischen Idee ein verführerischer Zauber liegt, sondern auch, daß in den slavischen Völkern eine große, angeborne Geneigtheit vorhanden ist, für nationale, wenn auch noch so phantastische Ideale sich zu begeistern und auf die ruhige Ueberlegung zu verzichten.

Es ist tief betrübend begabte Völker in fruchtlosem Ankämpfen gegen gegebene Verhältnisse die besten Kräfte vergeuden zu sehen, während sie bei richtiger Leitung Großes und Nützliches vollbringen könnten. Die Gesetze der geschichtlichen Entwicklung, der unüberwindliche Zwang der geographischen Lage, die Macht der während einer langen Reihe von Jahrhunderten vollzogenen Thatsachen weisen die verschiedenen Völker slavischer Zunge darauf an, mit den Deutschen, ihren unmittelbaren Nachbarn, in Eintracht zu leben.

Anstatt dies zu begreifen, haben die meisten slavischen Völker seit geraumer Zeit sich verleiten lassen, dem Deutschthum feindlich entgegenzutreten, überall wird das panslavistische Banner

---

„Freiheit und wollten deshalb weder dem Reiche sich unterwerfen, noch „demselben gehorchen, so lange sie jenseits der Donau in ihrem Lande „saßen. Als sie dann später hieher übersiedelten und sich zu unter„werfen gezwungen wurden, wollten sie nur ihren Landsleuten ge„horchen. *Sie hielten es für annehmbarer von Landsleuten „mißhandelt zu werden, als den Römern zu gehorchen und „unter ihren Gesetzen zu leben.*“

entfaltet, zum Kampfe gerüstet, und selbst vor den gefährlichsten und verwerflichsten Mitteln scheut man nicht zurück.

Bezeichnend ist es, daß alle nationalslavischen Parteien stets eine ausgesprochene Neigung zeigten den sogenannten reactionären und fortschrittsfeindlichen Bestrebungen sich anzuschließen. Daher fanden die mehrmals wiederholten und periodisch wiederkehrenden Reactionsversuche in Oesterreich stets die Unterstützung der slavischen Agitatoren. Aus demselben Grunde erklären sich die Bemühungen der panslavistischen Wortführer in Rußland jedes Einlenken der Regierung in reformatorische Bahnen zu verhindern.

Ueberblickt man ruhig und unbefangen die Ereignisse, so kommt man zur Ueberzeugung, daß die slavischen Völker, besonders aber jene, die politisch unselbstständig sind oder national gemischte Gebiete bewohnen, noch nicht, wie die Romanen und die Germanen, ihr inneres Gleichgewicht gefunden haben; deshalb sind sie unzufrieden mit sich selbst, mit der germanischen Cultur, die ihnen auferlegt ward, selbst mit der gesetzlichen Freiheit, wenn sie von den Fremden kommt. Sie sehnen sich nach Verwirklichung eines nationalen Ideals, das sie nicht verwirklichen können, weil es unbestimmt, unfaßbar, maaßlos ist. Deshalb zürnen sie den Fremden, deshalb wirken sie hemmend und zersetzend, wo sie politisch eingreifen können. Ihre Culturarbeit ist demnach unstät, großentheils unfruchtbar. Dort aber, wo sie zur Herrschaft gelangen, tritt eine leidenschaftliche, chauvinistische Richtung hervor.

Will man die Charakteristik der Slaven im Vergleiche mit den Romanen und den Germanen geben, so zeigen sich zwischen

jeder dieser großen Völkergruppen untereinander, sowie auch zwischen den einzelnen Stämmen jeder Gruppe die größten Verschiedenheiten.

Diese Verschiedenheiten des Volkscharakters finden ihren Ausdruck in dem, was man in der heutigen Sprachweise: nationale Bestrebungen zu nennen gewohnt ist. Dieses Streben aber, die nationalen Ideale zu verwirklichen, beherrscht die Völker in der Gegenwart weit mehr als früher, und zwar in solchem Maaße, daß es wohl geboten erscheint, sich ein Urtheil zu bilden über deren innere Berechtigung. Es ist dies um so schwerer, da wir uns hüten müssen durch politische und nationale Sympathien oder das Gegentheil uns beeinflussen zu lassen. Wir werden unbefangen die Gründe für und gegen abzuwägen, vor Allem aber zu untersuchen haben, inwieferne die Idee der Nationalität, der Stammeseinheit, die Verwerthung der ethnographischen Verwandtschaft zu politischen Zwecken berechtigt ist, ob sie mit dem allgemeinen Gange der Culturentwicklung im Einklange steht oder nicht, ob denn der nationale Standpunkt allein der maßgebende Factor des Staatslebens sein soll oder nicht.

Nation und Staat sind die beiden Begriffe, die ja jetzt alles in sich fassen; decken sie sich oder nicht? Lassen sie sich von einander trennen oder kann es sogar Fälle geben, wo sie zu einander im Gegensatze sich befinden?

IX.

Die Nationen.

Die drei großen Völkersippen des arischen Stammes: Romanen, Germanen und Slaven, suchten seit ihrem Eintritt in die Geschichte, einem mächtigen inneren Triebe folgend, je nach den einzelnen Stämmen sich selbstständig zu gestalten und dem entsprechend politisch sich zu constituiren. Der Ausdruck dieses jedem Volke innewohnenden Triebes, in feste Formen sich zu krystallisiren, sind die Staaten.

Da aber die Existenzbedingungen nirgends gleichartig sind, so ist der Gang der Entwicklung, die Dauer derselben, ebenso verschieden wie das Wachsthum der Bäume eines Forstes, wo der eine hoch und üppig sich entfaltet, der andere noch mühsam emporstrebt, während viele der Ungunst der Verhältnisse gänzlich erliegen. Eine unendliche Mannigfaltigkeit ist die Folge.

So kommt es, daß nicht alle Völker die höchste Stufe des Wachsthums erreichen, daß nicht alle Nationen zur vollen Blüthe gelangen konnten.

Wir sehen noch jetzt Völker in dem Zustande der größten Rohheit, bei denen kaum die Anfänge des Stammwesens sich zeigen; andere befinden sich zwar im Besitze einer gewissen Cultur, leben aber noch in der alten Stammeszersplitterung und sind

kaum zu einem Volke zusammengewachsen. Dann zeigen sich uns auch Völker höherer Cultur, bei denen das alte Stammwesen zwar schon überwunden ist, die jedoch trotzdem noch nicht so weit gekommen sind, eine politische Einheit zu bilden. Endlich kommen die Nationen, die, fest in sich abgeschlossen, ein in allen Theilen zusammenhängendes Ganzes, einen selbstständigen politischen Körper bilden. Wir nennen diese großen Organismen Nationen, mit einem Fremdworte, das wir den Romanen entlehnt haben, weil den Germanen, ebenso wie den Slaven der Begriff hiefür abging. Sie kannten nur das Volk, als Sammelbegriff der gleichsprachigen Stämme, ohne hiemit auch den Begriff der politischen Einheit zu verbinden. Es entsprach dies vollkommen dem Sinne der mit der strengen römischen Centralisation unbekannt gebliebenen primitiven Völker.

Wenn wir das Wort Nation gebrauchen, so verstehen wir also darunter die höchste Entwicklungsstufe eines Volkes, wo nicht blos die Stammesunterschiede beseitigt sind, sondern auch die Entwicklung dadurch die höchste Stufe erreicht hat, daß die große Masse desselben Volkes zu einem innerlich geeinigten politischen Körper sich ausgebildet hat, der von einem und demselben staatlichen Gedanken und Bewußtsein belebt und getragen, dabei auch gegen außen durch dieselbe Sprache und dasselbe Einigkeitsgefühl abgegrenzt ist.

Daß in jeder Nation sich fremde Bestandtheile befinden, oft mit Beibehaltung der eigenen Sprache, selbst ihrer besonderen Religion, ist eine natürliche Folge der Völkerverschiebungen und Reibungen, wodurch einzelne Bruchstücke vom Hauptstamme getrennt wurden und in neue fremdartige Verbindungen geriethen. Und

ganz dieselben Ursachen haben die Folge, daß fast jede große Nation einzelne Bruchtheile in fremden Verbindungen sieht, ohne daß die Nation im Ganzen und Großen hiedurch weiter berührt wird. Nichts wäre bedenklicher, als zu glauben, daß eine Nation nur dann fertig sei, wenn sie alle ihr homogenen, aber in fremder Angehörigkeit stehenden Bestandtheile an sich gezogen hat.[1]) Denn es sind solche Verbindungen gewöhnlich das Ergebniß geographischer Nothwendigkeit oder noch öfter der geschichtlichen Thatsachen. Aehnliche Verschiebungen sind daher vollkommen berechtigt, so lange die Ursachen, aus welchen sie hervorgegangen, in voller Wirksamkeit fortbestehen.

Fremde Bestandtheile besitzt jede Nation, mehr oder weniger, ohne daß hiedurch auch nur im Geringsten der nationale Gesammtcharakter getrübt würde. Nur bei einer höchst oberflächlichen Beurtheilung wird man hierin einen anscheinenden Widerspruch finden. So begegnet man ja in jedem Fichten- oder Tannenwalde einzelnen Beständen von Eichen und Buchen, ohne daß der Gesammtcharakter des Nadelholzwaldes dadurch in Frage gestellt würde.

Für uns steht es demnach fest, daß unter dem Ausdrucke Nation jene höchste Stufe des inneren Wachsthums zu verstehen sei, wo das Volk zu einem selbstständigen, gegen außen abgeschlossenen Ganzen geworden ist. Eine Nation ist also das zu einem selbstständigen Staate gewordene Volk.

---

[1]) Die italienischen Irredentisten gründen darauf ihr politisches Programm, das nur dann eine Zukunft haben könnte, wenn die Nachbarstaaten den Irredentisten die Gefälligkeit erweisen wollten sich selbst aufzulösen.

Weder die Zahl und Größe ist hiebei entscheidend — auch die Dänen und Portugiesen sind Nationen — noch die ursprüngliche Rassenverschiedenheit, denn trotz der starken Mischung mit dakischen und slavischen oder anderen Bestandtheilen sind die Rumänen eine Nation, und nicht minder die Engländer, ungeachtet des sehr beträchtlichen Zusatzes keltischer, germanischer und normanischer Bestandtheile, ebenso die Russen, trotz der aufgenommenen fremden, zum Theile sogar asiatischen Elemente.

Das Entscheidende wird, wenn man die Sache vom politischen Standpunkte, nicht vom ethnographischen, betrachtet, immer die Sprache sein, ohne Rücksicht auf ursprüngliche Rassenherkunft. Denn die Gemeinsamkeit der Sprache bildet das festeste Band, indem sie allmälig eine Gleichförmigkeit der Denkungsweise, der Gemüthsrichtung, der Empfindungen herbeiführt, welche ein außerordentlich festes Band um die Mitglieder einer und derselben Sprachengruppe schlingt; sie fühlen sich als zusammengehörig, als verwandt und betrachten sich nicht mehr als Fremde. Besonders in der neueren Zeit, wo die Literatur einer Sprache einen so hohen Einfluß auf die Erziehung der Jugend, wie auf die Gemüther der Erwachsenen und auf die allgemeine Bildung ausübt, hat diese einigende Wirkung der Sprache noch eine weit höhere Kraft erlangt als in früheren Epochen der Uncultur.

Wie mächtig die Gemeinsamkeit der Sprache verbindet, zeigt sich am deutlichsten in der Kraft, welche in gewissen Fällen das einfache Bewußtsein der sprachlichen Verwandtschaft besitzt. Die panslavistische Bewegung beruht ja einfach darauf, daß die verschiedenen slavischen Völker nahe verwandte Sprachen sprechen, und es demnach nicht schwer war, den gebildeten Classen dieser

Völker die nahe gegenseitige Verwandtschaft zu beweisen. Um wie viel stärker als diese etwas gekünstelte Theorie der sprachlichen Verwandtschaft ist das Gefühl der vollen sprachlichen Gemeinsamkeit! Es ist um so nothwendiger, dies mit aller Bestimmtheit auszusprechen, da gerade in einer Zeit, wie der gegenwärtigen, diese Frage mit oder ohne Absicht vielfach entstellt wird, indem nach dem verschiedenen politischen Standpunkte, den Jeder einnimmt, das, was unter dem Begriffe Nation zu verstehen sei, in der widersprechendsten Weise gedeutet und begründet wird.

So haben die Franzosen, eine der gegen alles Fremde am schärfsten ablehnend sich verhaltenden Nationen, denen es nie beigekommen ist, daß es Franzosen geben könne, die nicht französisch sprechen, es dahin gebracht, in neuester Zeit den Begriff Nation als unabhängig sowohl von der Rasse, wie von der Sprache hinzustellen. Und ein hervorragender französischer Schriftsteller (E. Renan) betrachtet als die einzige Grundlage der nationalen Einheit, mit Ausschluß der Rasse sowohl als der Sprache, das moralische Bewußtsein, das der ganzen Masse einer politischen Vereinigung gemeinsam ist. Nach seiner Ansicht ist es die historische Entwicklung, das Bewußtsein der gemeinsamen Vergangenheit und Zukunft, welches eine Nation bildet. Ueber die Zugehörigkeit zu einer Nation sei daher der Wille der Bevölkerung allein entscheidend.

Daß ein so feiner Denker, wie E. Renan, sich auf solche Irrwege begibt, ist überraschend. Daß er aber die Wissenschaft zur Magd der Politik herabwürdigt, ist ein neuer Beweis, wie stark die nationale Verblendung wirkt, welche selbst einen so hervorragenden Geist verhindert, unparteiisch zu urtheilen.

Seine ganze Beweisführung ist natürlich von der Idee beeinflußt, daß Elsaß französisch ist und es bleiben wolle. Beides trifft nicht vollständig zu. Vor der Eroberung durch Ludwig XIV. war es rein deutsch. Seitdem herrschte Frankreich dort durch mehr als zwei Jahrhunderte und verstand es, die oberen Classen zu entnationalisiren, aber trotz aller französischen Sympathien wird man selbst jetzt nicht in Abrede stellen können, daß die große Masse der Bevölkerung deutsch geblieben ist.[1])

Dies fühlt Renan und deshalb wird plötzlich — vor 1870 hätte kein Franzose dies zu behaupten gewagt — die Sprache nicht mehr als Merkmal der Nationalität anerkannt.

Eine große Aehnlichkeit mit E. Renan's Ansicht zeigt die Theorie der magyarischen Staatsmänner von der ungarischen politischen Nation.

Ungarn ist kein homogener nationaler Staat. Eine Anzahl verschiedener Volksstämme: Deutsche, Slaven, Rumänen bewohnen es, denen gegenüber die Magyaren sich in der Minorität befinden, trotzdem aber, begünstigt durch verschiedenartige Umstände, die politische Leitung so vollständig in ihre Hand zu nehmen wußten, daß die Regierung eine ausschließlich nationalmagyarische ist und nur den Kroaten die Autonomie in ihren Landesangelegenheiten gelassen ward. Eigentlich ist also Ungarn gerade so ein Nationalitätenstaat wie Oesterreich. Da aber die ungarische Regierung von Anfang an Ungarn als nationalmagyarischen Staat zu con-

---

[1]) Die amtliche Zusammenstellung der Gemeinden von Elsaß-Lothringen, je nachdem sie sprachlich gemischt, rein deutsch oder rein französisch sind, liefert hiefür den entscheidenden Beweis.

stituiren bestrebt war, so wurde die Theorie aufgestellt, daß jeder Bürger des ungarischen Königreiches, gleichviel ob er Deutscher, Slave oder Rumäne sei, der politischen ungarischen Nation angehöre. Da aber die Ausdrücke „Ungar" und „Magyare" sich decken, so bilden nach der officiellen Theorie alle Einwohner des Königreiches nur eine politische Nation, und diese Nation ist die ungarische (magyarische), deren Sprache auch die Staatssprache ist, welche demnach auch unter den Ungarn bewohnenden Deutschen, Slaven und Rumänen möglichst verbreitet werden müsse.

Die ganze Theorie ist also eigentlich nur ein Spiel mit Worten, das nur zum Theil darin seine Entschuldigung finden mag, daß die ungarischen Staatsmänner in der richtigen Erkenntniß der Stärke eines auf rein nationaler Basis constituirten Staatswesens durch die Magyarisirung der fremden Elemente immer mehr sich dem Ideale des rein nationalen Staates zn nähern suchen.

Ob dies gelingen wird ist eine andere Frage. Die Zukunft wird hierüber entscheiden. Ungefährlich ist der Versuch keineswegs. Die nationalen Verschiedenheiten lassen sich so leicht nicht ausgleichen. Es wird durch den Druck der Widerstand und die Erbitterung hervorgerufen. Die Völker halten an ihren Sprachgrenzen fest. Jahrhunderte genügen nicht, sie merklich zu verschieben, wenn nicht besondere Verhältnisse die Umwandlung begünstigen. Die Erfolge der ungarischen Politiker liegen zumeist in der geschickten Verwerthung im eigenen Interesse der Verlegenheiten der österreichischen Reichshälfte, dann in der inneren Macht einer zielbewußten Politik, in der freisinnigen, die Culturentwicklung fördernden Richtung; hingegen droht der blinde, nationale Chauvinismus mit schweren Gefahren.

Ungarns Staatszweck kann nächst der Sicherung des eigenen Bestandes nur der sein, zwischen dem deutschen Westen und dem slavischen Osten eine ausgleichende, vermittelnde Stellung einzunehmen. Daß es hiebei eine Stütze vor Allem an den Deutschen zu suchen haben wird, daß es stets nach Westen sich anlehnen müsse, ergibt sich von selbst und zeigt sich auch in der ganzen historischen Entwicklung des ungarischen Gemeinwesens. Für sich allein wäre Ungarn kaum eine Macht zweiten Ranges, durch die höchst ungünstige geographische Lage Angriffen von allen Seiten preisgegeben und durch die numerische Schwäche des magyarischen Stammes kaum im Stande, sich mit Erfolg zu behaupten.

Dasselbe Spiel mit dem Begriffe: politische Nation kehrt wieder bei den slavischen Parteiführern Böhmens, welche gleichfalls von der politischen Nation Böhmens sprechen, ohne daß hiedurch etwas an der Thatsache geändert wird, daß in Böhmen fast zwei Drittel der Bevölkerung slavischer und etwas über ein Drittel deutscher Zunge sind.

Dieses Streben, wenigstens eine Nation zu scheinen, wenn man es auch nicht in Wirklichkeit ist, liefert den Beweis für die Erkenntniß der großen Macht der nationalen Idee.

Aber die höchste Stufe des nationalen Wachsthums erreichen die Völker nur sehr allmälig, so Frankreich, Spanien, Portugal; von germanischen Stämmen, offenbar begünstigt durch die geographische Lage, die Engländer, Schweden, Dänen, von slavischen Völkern die Tschechen, Polen, Bulgaren, Serben, Russen. Doch nicht immer behauptet sich ein Volk auf der höchsten politischen Entwicklungsstufe, wo die Begriffe Volk und Staatswesen sich decken und zusammen den Begriff Nation geben, sondern oft

geschieht es, daß für eine Nation bald der Verfall eintritt, daß sie ihre politische Selbstständigkeit verliert, ja sogar die nationale Einheit einbüßt und getheilt wird.

Eine solche ihrer Einheit verlustig gegangene Nation wird man nur einfach als Volk bezeichnen können. Und hiemit beginnt für die gesunkene Nation eine neue Periode ihres inneren Lebens, indem sie entweder dem neuen Staatskörper sich anschließt, oder dem verlorenen Ideale der nationalen Unabhängigkeit zustrebt. Beispiele für die eine oder andere Richtung fehlen nicht (Schottland, Polen, Irland u. s. w.).

Wie ungleichartig sich die Geschicke der Völker erfüllen, das zeigt sich am besten darin, daß die eigentliche Vollendung des nationalen Aufbaues von den verschiedenen Völkern, und zwar von großen europäischen Culturvölkern, erst sehr spät und nur unter Beihilfe günstiger äußerer Umstände erreicht worden ist.

So sind Deutschland und Italien erst seit den letzten großen Umgestaltungen Europas in die Reihe der Nationen wieder eingetreten, aus deren Kreise sie durch unglückliche Ereignisse zurückgedrängt worden waren. Man kann behaupten, daß sie diesen Sieg der nationalen Idee einzig und allein den Bestimmungen des Wiener Congresses zu verdanken haben.

Dieser europäische Areopag, der die Epoche der napoleonischen Kämpfe zum Abschlusse brachte und die Karte des Welttheils feststellte, sollte durch das Gleichgewicht der Kräfte in der europäischen Pentarchie den Frieden und die Stabilität der staatlichen Ordnung für lange Zeiten sicher stellen — gewiß ein hohes Ziel! Allein durch die gänzliche Verkennung der historischen Nothwendigkeiten und der nationalen Kräfte ward der Sieg

jener Ideen vorbereitet, die man für immer beseitigt zu haben vermeinte.

Die Staatsmänner des Congresses fanden eine Lage vor, wie sie nicht günstiger gedacht werden konnte. Frankreich war besiegt, die Monarchen standen geeinigt da, eingedenk der mit dem Blute, den Thränen und dem Wohlstande von tausenden von Familien theuer erkauften Erfahrungen, von dem aufrichtigen Wunsche beseelt, den durch die langen furchtbaren Kämpfe erschöpften Völkern die ersehnte Ruhe wieder zu geben. Gewiß ging man also mit der besten Absicht ans Werk und glaubte, als die Arbeit vollendet war, eine große, eine segensreiche Leistung vollbracht und die Ruhe Europas für lange Zeit gesichert zu haben.

Preußen erhielt Gebietserweiterungen in Deutschland, Theile vom Großherzogthum Warschau und Schwedisch-Pommern. Hannover ward mit vergrößertem Gebiete wiederhergestellt, Dänemark in den deutschen Bund aufgenommen, wegen Holstein und Lauenburg, auch die Niederlande wegen Luxemburg.

Oesterreich erhielt Tirol, Salzburg, Illyrien, die Lombardei und Venedig und die in Ost- und Westgalizien verlorenen Gebiete. Toscana und Modena kamen wieder an österreichische Erzherzoge, Neapel an die bourbonischen Beherrscher von Sicilien, Sardinien ward durch Piemont und Savoyen nebst Genua befriedigt. Belgien wurde mit Holland vereinigt, obgleich die Verschiedenheit der Volkssitten, des religiösen Bekenntnisses und der wirthschaftlichen Interessen offenbar dagegen sprach. Nur der Papst war mit den Abmachungen der Diplomaten nicht zufrieden und legte gegen die Schlußacte des Congresses Protest ein.

Ein bleibendes Verdienst des Congresses ist die principielle Abschaffung des Sklavenhandels und die Anerkennung der freien Schifffahrt auf den internationalen Strömen.

Eine Kritik der Congreßacte ist nach dem Gesagten überflüssig, es genügt die Thatsachen anzuführen und auf die Erfolge aufmerksam zu machen.

Schon im Jahre 1830 riß sich Belgien von Holland los. Frankreich stürzte die Bourbonen, die Polen erhoben sich im selben Jahre zum Aufstande gegen Rußland, während ähnliche Erhebungen später gegen Preußen und Oesterreich stattfanden.

In Italien trat die nationale Reaction gegen den durch den Wiener Congreß geschaffenen Zustand schon früher auf. Eine österreichische Intervention (1821) erdrückte die nationale Bewegung. Aber eine tiefgehende Erbitterung über die durch den Wiener Congreß geschaffenen Zustände dauerte fort bis zu dem heftigen Ausbruche des Jahres 1848.

In Deutschland war, trotz des weit ruhigeren Volkscharakters, die Entrüstung über die politische Ohnmacht des Vaterlandes nicht minder allgemein in allen patriotischen Kreisen.

Und in der That, der Wiener Congreß hatte Deutschland und Italien aus der Reihe der Nationen gestrichen. In demselben Maaße stieg die Gereiztheit des nationalen Gefühles. Auf die Ausbrüche des Jahres 1848 erfolgte eine allgemeine Reaction. Der erste nationale Krieg war der zwischen Oesterreich und Piemont im Jahre 1849; es folgte der zwischen Oesterreich und dem mit Sardinien verbündeten Frankreich (1859), womit die Idee der nationalen Unabhängigkeit den ersten Sieg erfocht. Aber auch in Deutschland war die einmal erwachte nationale Bewegung so

mächtig, daß Preußen und Oesterreich hiedurch sich drängen ließen und einen deutsch-nationalen Krieg gegen Dänemark unternahmen (1864).

Hiemit war der nationalen Idee ein neuer mächtiger Vorschub gegeben. Der Krieg von 1866, eine nothwendige Folge der Bundesgenossenschaft von 1864 und des schleswig-holsteinischen Condominiums, half ihr zum vollen Siege in Deutschland wie in Italien. Der Krieg von 1870/71 gestaltete Deutschland im nationalen Sinne zu einem einheitlichen Bundesstaate.

Im Laufe eines halben Jahrhunderts waren auf diese Art die wichtigsten Bestimmungen des Wiener Congresses, durch welche derselbe die selbstständige nationale Entwicklung Deutschlands und Italiens gehemmt hatte, gänzlich vernichtet.

Wenn das nationale Princip einen so vollständigen Sieg feierte, so wirkte hiezu allerdings ein wichtiger Umstand mit: die Schwächung der Hierarchie, die lange als ebenbürtige Macht dem nationalen Geiste sich entgegengestellt hatte.[1] Ihre Kraft war allmälig geschwunden, sei es nun, weil im Laufe der Zeiten die geistigen Strömungen wechseln oder sich abschwächen, sei es, weil sie zu viel und zu lange mißbraucht worden war.

Die fortschreitende geistige Entwicklung der europäischen Völker hatte die früher allgewaltige Macht der Kirche untergraben.

Auch die Religionssysteme altern und an Stelle der religiösen Ideale treten andere. Die Religion entspricht gewiß einem

[1]) Allerdings nur so lange der Vortheil der Kirche es forderte: der katholische Clerus ist deshalb bald ein eifriger Förderer der nationalen Ideen (Polen, Irland, Ungarn, Böhmen), bald entschiedener Gegner (Italien, Deutschland).

echten und unersetzlichen Bedürfnisse des Gemüthlebens, aber sie ändert ihre Formen, ihre Dogmen und ihre Stellung gegenüber der Gesellschaft. Der innere sittliche, ideale Kern wird bleiben, so lange es Menschen gibt, aber sie kann aus dem öffentlichen Leben sehr wohl zurückgedrängt werden in das Heiligthum des häuslichen Kreises. Und es ist besser für sie, denn sie wird um so reiner sein, je mehr sie von dem wirren Getriebe der Leidenschaften, vom Kampfplatze der Politik und überhaupt von den weltlichen Dingen sich fern hält.

In demselben Maaße aber, als die Völker nach und nach aus dem Schlummer des Mittelalters erwachten und sich zu Nationen ausbildeten, erhielten auch die Staaten einen andern Charakter.

Die Nationen fanden die ihnen entsprechende Form in den nationalen Staaten.

X.

Nationale und gemischte Staaten.

Dem Begriffe „Nation", als dem zu einem politischen Organismus geeinigten Volke, steht als nothwendige Folge der nationale Staat zur Seite.

Allein die Völker sind in ihrem Wachsthume und in ihrer Mischung der Herrschaft so vieler, so zahlreicher und mannigfaltiger Kräfte unterworfen, daß, ebenso wie die Ausbildung der Nationen höchst wechselvoll ist, so auch die dem Ausdrucke der nationalen Idee entsprechenden Staatsformen eine lange Reihe der verschiedenartigsten Gestaltungen zeigen. Denn die im Laufe der Zeiten sich ergebenden Völkerverschiebungen, die geographische Lage, die räumliche Ausdehnung, die politischen Ereignisse, Ursachen aller Art wirken zusammen und erzeugen die seltsamsten und überraschendsten Mischungen.

So hat Frankreich, so stark auch die französische nationale Einheit ausgebildet ist, so kräftig auch die französische Nation dem Auslande gegenüber ihre innere Einheit zum Ausdrucke bringt, in der Bretagne einen keltischen Stamm, der seine alte Volkssprache bis jetzt sich erhalten hat und sprachlich am nächsten steht dem Dialekte der Bewohner von Wales; in Corsica ist die allgemeine Sprache italienisch, Spanien hat seine Basken mit

ihrer eigenen Sprache. Italien hat seine albanesischen und slavischen Ueberbleibsel, Schweden die Lappen und Finnen, das europäische Rußland seine Finnen, Esthen und Letten, sowie andere alte Völkerreste.

Dennoch sind diese Staaten alle als Nationalstaaten anzusehen, indem der Staat gegen außen eine große nationale Einheit bildet. Er ist in sich abgeschlossen und die fremden Bestandtheile schmiegen sich in solchem Maaße der einheitlich nationalen Richtung an, daß sie wohl ethnographisch, aber nicht politisch in Betracht kommen.

Dies ist der nationale Staat der Wirklichkeit, welcher sich dem theoretischen um so mehr nähert, je mehr es ihm gelingt, die fremden Elemente aufzusaugen und zu einer homogenen Masse mit der Gesammtheit umzugestalten. Je vollständiger dies geschieht, desto fertiger ist der politische Organismus, desto größer ist seine Festigkeit und Widerstandskraft und desto gesicherter seine natürliche Fortentwicklung, sein Culturfortschritt.

Auf dieser Stufe sind eine große Menge von Staaten angelangt; sie entspricht dem kräftigen Mannesalter, wo das Individuum im Vollbesitze seiner Lebenskraft, seiner geistigen Fähigkeit sich befindet, mit scharf ausgeprägtem Charakter, entschiedenem Willen und selbstbewußter Persönlichkeit.

Einem mächtigen Triebe folgend, zeigen demgemäß die nationalen Staaten das Streben, die fremdartigen Bestandtheile möglichst vollkommen mit sich zu verschmelzen, ein Streben dessen gute Berechtigung innerhalb gewisser Grenzen gewiß nicht zu verkennen ist. Ich sage: „innerhalb gewisser Grenzen“ — denn sobald als es die durch den Staatszweck, durch die Ver-

hältnisse vorgeschriebenen Bahnen verläßt, wird es zur Unterdrückung, zur Vergewaltigung. Es fehlt nach beiden Seiten hin nicht an Beispielen.

Die Art und Weise des Verhaltens gegen die fremden Elemente im nationalen Staate unterliegt aber zahlreichen Abstufungen, die von dem Nationalcharakter der beiden Theile, der Regierungsform, dem Verwaltungssystem und dem Grade der Cultur abhängen.

Daß dieses Streben auf einem natürlichen Triebe der Selbstentwicklung beruht, erhellt am besten daraus, daß es bei ganz verschiedenen Völkern unter den verschiedensten Regierungsformen, in republikanischen oder hochparlamentarischen Staaten, eben so gut wie in absolut und autokratisch regierten, in europäischen wie in außereuropäischen Staaten vorkommt. Denn auch der nationale Staat ist keineswegs überall in dieselben politischen Formen gegossen, sondern er zeigt sich eben so gut im Gewande der Republik (Frankreich), des parlamentarischen Staates (England, Italien) und des strammsten Absolutismus (Rußland), ja sogar des constitutionellen Bundesstaates (Deutschland).

Alle diese Staatsformen entsprechen gleich gut dem Begriffe des reinen Nationalstaates. Aber ihnen allen ist eine große Festigkeit und Widerstandskraft eigen, und man wird deshalb nicht mit Unrecht daraus den Schluß ziehen dürfen, daß die nationale Form in unserer gegenwärtigen Culturperiode die höchste Stufe der politischen Entwicklung darstelle, daß sie dem historischen Gesetze, insoweit es bis jetzt mit Sicherheit sich erkennen läßt, am besten entspreche, wenigstens insolange, als

an die Stelle des Nationalitätsgesetzes kein anderes tritt, was ja bei geänderten Culturverhältnissen nicht unmöglich ist. Denn es liegen Thatsachen vor, die den Beweis liefern, daß unter gewissen Umständen die Nationalitätsidee einer entgegengesetzten Strömung gegenüber nicht stark genug ist und zurückgedrängt werden kann.

Die Losreißung der nordamerikanischen Colonien von England und deren selbstständige, weitere ganz neue und eigene nationale Wege einschlagende Richtung zeigt immerhin, daß das nationale Gefühl in gewissen Verhältnissen den Dienst versagt. Denn die amerikanischen Colonien waren ihrer Zusammengehörigkeit mit dem Mutterlande sich vollkommen bewußt, aber die Ausbeutung durch die Rücksichtslosigkeit der damals herrschenden englischen Colonialpolitik wirkte so stark, daß das materielle Interesse, der Eigennutz, die Selbstwehr, diese mächtigsten Hebel der menschlichen Leidenschaft stärker waren und die nationalen Bande zum Risse brachten. Dasselbe gilt von der Trennung der spanischen und portugiesischen Colonien vom Mutterlande. Hingegen hält nur das nationale Einheitsgefühl und der aus dem alten Verbande sich ergebende materielle Vortheil die anderen englischen Colonien wie Canada, Australien, Neu-Seeland u. s. w. in der Verbindung mit England.

Wir sehen daher unter gewissen Verhältnissen auch das Nationalitätsgesetz wirkungslos werden. Haben wir in dem nationalen Staate die oberste Stufe der politischen Formenreihe gefunden, welche der höchsten Machtentwicklung entspricht, so gibt es doch eine große Reihe von minder vollkommenen Staatsorganismen, die unmerklich vom reinen Nationalstaate herab zu dem national gemischten Staate führen.

Der reine Nationalstaat ohne jede Beimischung fremder Bestandtheile ist ja eigentlich nur in der Theorie vorhanden, und in der Wirklichkeit enthält jeder einen schwächeren oder stärkeren Zusatz davon. Je nachdem sie stärker werden, desto mehr verliert er seinen nationalen Charakter, desto mehr leidet seine innere Festigkeit darunter. Besonders tritt dieser Uebelstand dort ein, wo die fremden Elemente schon so widerstandskräftig sind, daß an eine Auffaugung im nationalen Sinne nicht mehr gedacht werden kann.

Jene Staaten nun, wo diese Voraussetzung zutrifft, sind keine nationalen mehr, sondern sie werden in demselben Maaße, als sich das Mißverhältniß steigert, zu gemischten.

Doch auch hier bietet die Wirklichkeit eine große Anzahl von Abstufungen. Die eigenthümlichsten und überraschendsten Formen entspringen aus dem Zusammentreffen einer großen Mannigfaltigkeit der ins Spiel kommenden materiellen und moralischen Factoren.

Von Frankreich, Spanien, Portugal, wo dem romanischen Geiste entsprechend die nationale Einheit fast vollständig hergestellt ist, geht in absteigender Richtung eine Reihe von Zwischenformen herab bis zu dem niedrigsten Staatsorganismus, dem schwächsten und unnatürlichsten, nämlich dem, wo eine nationale Minderheit über eine fremdartige Mehrheit die politische Herrschaft ausübt, wie dies, um ein Beispiel anzuführen, bis vor Kurzem in der Türkei der Fall war.

Sind die romanischen Staaten die am stärksten centralisirten, so zeigt sich hingegen in den germanischen Ländern trotz aller Herrschaft der nationalen Idee eine weit größere Achtung

und Schonung der historischen und ethnographischen Gestaltung; es ist dies eine der besten Seiten der germanischen Entwicklung: die Mäßigung in der Macht, die Achtung der erworbenen Rechte, soweit immer der allgemeine Staatszweck es gestattet. Großbritannien gliedert sich noch immer in die drei vereinigten Königreiche und in ihre alten Grafschaften, und im deutschen Reiche bestehen die historischen Individualitäten in noch weit größerer Selbstständigkeit, aber allerdings wird doch das Ganze durchdrungen und zusammengehalten von der gemeinsamen Staatsidee. Aehnliches zeigt sich in der föderativen Gestaltung der nordamerikanischen Union, wo in einzelnen Staaten die Deutschen eine maßgebende Stellung einnehmen, ohne daß hiedurch der nationale Gesammtcharakter oder die politische Einheit gestört würde.

In Skandinavien sehen wir zwei Nationen vereinigt, deren Sprache sich zwar nicht mehr unterscheidet, als Böhmisch und Polnisch oder Deutsch und Holländisch, die aber in zwei selbstständigen, durch eine Personalunion verbundenen Staaten leben, deren jeder seine eigene Sprache, Sitte und Stammesart sich bewahrt. In Rußland, wo, dem slavischen Geiste entsprechend, das Streben dahin geht, die fremden Elemente möglichst rasch und unter hohem Drucke mit sich zu verschmelzen, sehen wir dennoch Finnland im Schutze einer eigenen, ständischen Verfassung Nationalität und administrative Selbstständigkeit behaupten, die es sorgfältig zu erhalten bestrebt ist.

Zeigen diese Beispiele, deren Zahl sich weitaus noch vermehren ließe, wie groß die Vielseitigkeit des Völkerlebens ist, so begegnen uns doch noch weit merkwürdigere Probleme des politischen Lebens in jenen Verbindungen, wo die Verhältnisse

verwickelter sind, indem zwei oder mehrere ungleichartige Völkerfragmente zu einem Staate vereinigt sind, von denen keines stark genug ist, die anderen zu beherrschen oder aufzusaugen.

Hier gestaltet sich gewöhnlich die Sache so, daß ein Stamm in gewissem Maaße die Führung übernimmt und seine Sprache eine gewisse vorherrschende Stellung erhält.

Wir haben ein Beispiel eines solchen Staates in der Schweiz, wo wir Deutsche, Franzosen und Italiener vereinigt finden unter voller bürgerlicher und politischer Gleichberechtigung, aber doch mit einem durch die größere Zahl vorherrschenden Einflusse des deutschen Theiles. Niemand wird behaupten wollen, daß die Schweiz nicht ebenso fest stehe wie ein rein nationaler Staat, und sie ist in der That ein glänzender Beweis dessen, was bei richtigen politischen Einrichtungen auch in einem national gemischten Staate erzielt werden kann. Gewiß wirkte aber fördernd der Umstand mit, daß beide Hauptsprachen ebenbürtige und in der ganzen Welt verstandene, für jeden Gebildeten unentbehrliche Culturſprachen sind, so daß der moralische Zwang, eine zweite Sprache zu lernen, von Niemand als unbillig oder nutzlos angesehen werden konnte. Die Schweiz zeigt uns aber auch, daß in einem gemischten Staate eine der Grundbedingungen der gedeihlichen Entwicklung darin besteht, daß keiner der nationalen Bestandtheile für sich eine besondere nationale Politik mache, sondern daß alle auf ihre besonderen nationalen Neigungen im gemeinsamen Interesse verzichten. Sobald die französischen Schweizer für romanische Politik, die deutschen für germanische sich begeistern wollten, müßte das Land sofort in Stücke gehen.

Die Schweiz hat in dieser Richtung ihre Erfahrungen gemacht, und sie sind nicht unbeachtet geblieben. Im Jahre 1789 ergriff die französische Revolution den Canton Genf, verbreitete sich in den französischen Theilen, in Unterwallis, im Waadtland und pflanzte sich von hier nach anderen Cantonen fort. Aber die Schweiz ließ diese Lehre nicht unbenützt und festigte sich innerlich in solchem Maaße, daß während des großen Kampfes von 1870 zwischen Deutschland und Frankreich in den französischen Cantonen, wo der Protestantismus vorherrscht, nicht die geringste Begeisterung für die französischen Waffen, ja eher das Gegentheil sich zeigte.

Man sieht also, wie sehr in einem gemischten Staate, trotz nationaler Verschiedenheit, die gemeinsame Staatsidee sich befestigen und über den nationalen Particularismus den Sieg erringen kann. Allerdings ist eine Hauptbedingung hiefür der Bestand guter Gesetze und einer weisen Regierung.

Ebenso lehrreich ist ein Blick auf Belgien. Hier wohnen zwei Nationalitäten, eine romanische: die Wallonen, und eine germanische: die Vlamen. Aber die Lösung des nationalen Problems erfolgte hier in ganz anderer Weise als dort. Die Schweiz fand ihre Lebenskraft in den republikanischen Formen, Belgien wurzelt in der parlamentarischen Monarchie; dort geben die Deutschen, welche die Majorität bilden, dem Staate seine Farbe, hier die romanischen Wallonen, obgleich sie in der Minderzahl sich befinden gegenüber den Vlamen. Französisch ist demnach in Belgien die Sprache der Politik, des öffentlichen Lebens, obgleich hiemit, bei aller sonstigen Gleichheit der bürgerlichen und politischen Rechte, der wallonische Theil des Volkes den Vlamen gegenüber in gewissem Grade bevorzugt erscheint.

Im Vollgenusse weitgehender Freiheiten hat Belgien seit seinem Eintritte in die europäische Staatenfamilie eine Periode ununterbrochener friedlicher Entwicklung genossen. Wichtige Fragen der innern Politik, der Kampf der Clericalen gegen die Regelung der gesetzlichen Stellung der Kirche im Staate, die Unterrichts-, die Armuths- und Wohlthätigkeitsfrage haben wiederholt große Aufregung hervorgerufen, aber immer siegte die Sache der staatlichen Ordnung, der Gesetzlichkeit, des maßvollen Fortschrittes. Glücklich widerstand das Land äußeren Erschütterungen. Denn als im Jahre 1848 die französische Februar-Revolution in ganz Europa eine heftige Erschütterung hervorrief, schaarte sich in Belgien, wo gerade ein gemäßigt-liberales Ministerium am Ruder war, Alles um den König, und als eine französische Republikanerbande die belgischen Grenzen überschritt, ward sie sofort von den belgischen Truppen theils versprengt, theils gefangen genommen, ein Ereigniß, das im ganzen Lande zu begeisterten Kundgebungen für den König und die Dynastie Anlaß gab. Auf solche Art erhielt der Wahlspruch: „L'union fait la force" seine historische Weihe.

Glänzender als in Belgien und in der Schweiz ist nirgends die schwere Aufgabe, aus mehreren nationalen Fragmenten einen Staat zu bilden, gelöst worden.

Beide Länder liefern den Beweis, daß es auch außer dem nationalen Staate andere, fast ebenso feste Formen des politischen Lebens geben kann.

Ist der nationale Staat in seiner inneren Gleichförmigkeit, in dem festen Zusammenhange aller seiner Theile wie ein Marmorblock, so kann ja auch ein Mauerwerk ebenso starke Tragkraft, ebenso ausgiebige Widerstandsfähigkeit besitzen, wenn die einzelnen

Bausteine gut sind, der verbindende Mörtel die einzelnen Steine fest aneinander kittet, so daß kein Keil dazwischen eingetrieben werden kann. Der Marmor jedoch ist ein Werk der Natur, der Steinbau hingegen eine Leistung der Kunst. Ersterer bildet sich von selbst, von Innen heraus im Laufe der Zeiten; letzterer bedarf kundiger Hände und emsigen Fleißes zu seinem Aufbaue, er heischt zu seiner Erhaltung stete Fürsorge, Ausbesserung und Nachhilfe.

Dies gilt im vollen Maaße von dem national gemischten, dem Nationalitätenstaate.

Wie groß aber die Schwierigkeiten sind, die hiebei sich zeigen, die Gefahren, welche abzuwenden sind, die Erschütterungen, zu denen sie Anstoß geben können, das sehen wir am besten, wenn wir unsere Blicke von dem europäischen Westen, wo Fortschritt, Cultur und Freiheit unbehindert herrschen, abwenden und das Auge auf den europäischen Osten richten, wo die Gegensätze scharf hervortreten.

Hier muß vor Allem Oesterreich-Ungarn unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Dabei kann es sich für uns nicht darnm handeln, Untersuchungen über die Zukunft anzustellen oder politische Parteizwecke zu verfolgen, die dem Geiste dieser Skizze gänzlich fremd sind.

In großen Umrissen die Vorgänge der Gegenwart zu erfassen und zu beurtheilen, sie nach allgemeinen historischen Grundsätzen zu erörtern und zu prüfen, das allein ist unsere Aufgabe.

Oesterreich ist ein national gemischter Staat, der aber als solcher eine ganz eigene Stellung einnimmt und mit keinem andern vergleichbar ist. Es enthält dieses Staatswesen in seinen Grenzen

sowohl größere oder kleinere Bruchstücke selbstständiger Nationen (Deutsche, Italiener, Rumänen, Serben u. s. w.), als auch eine Anzahl verschiedener für sich bestehender Völker (Magyaren, Tschechen, Slovenen u. s. w.). Und diese Stämme sind ebenso sehr in Sprache, Religion, Bildungsgrad, politischer Reife verschieden. Nicht minder groß ist der Unterschied in der materiellen Entwicklung; der Wohlstand der österreichischen Völker steht im Ganzen in Folge alter ererbter Uebelstände tief unter dem Durchschnitte der westeuropäischen Länder, aber selbst hierin herrschen zwischen den einzelnen Provinzen Oesterreichs starke Verschiedenheiten.

Aber im Ganzen betrachtet, ist es eines der von der Natur am besten ausgestatteten Länder Europas, und es könnte eines der glücklichsten sein.

Es ist, als hätte der alte Continent auf diesem großen Ländergebiete alle seine Gegensätze im schärfsten Ausdrucke gegenüberstellen wollen, zum Segen oder zum Unheile, je nachdem die Bewohner sich ihr Schicksal selbst zu gestalten wissen — allerdings eine schwere Aufgabe, denn der Mensch „in seinem Wahne“ findet schwer die richtigen Bahnen seines Glückes und Gedeihens, wenn auch: „das Gute liegt so nahe“. Ein großes Reich ging aus dieser Conglomeration von Ländern und Völkern hervor, ein Reich ohne Nation, aber mit zahlreichen Nationalitäten.

Den Kern des Reiches bildeten die alten deutschen Erblande, hier war der Sitz der Dynastie und der Regierung, die im Ganzen den Charakter des militärischen, später des bureaukratischen Absolutismus zeigte. Die landständischen Verfassungen, die fast in allen Provinzen bestanden, waren im Laufe der Zeit

überall, mit Ausnahme Ungarns, zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken, und seit Maria Theresias, sowie Kaiser Josephs II. energischen, aber leider nicht vom Glücke begünstigten und nicht zur vollen Wirksamkeit gelangten Reformversuchen hatte die Staatsgewalt durch strammere Centralisation größere innere Festigkeit gewonnen und hatte sich allmälig in den alten Erblanden das österreichische Staatsbewußtsein bestimmter ausgebildet und festere Wurzeln gefaßt. Einen nationalen Charakter trug die Regierung nicht, aber die deutsche Sprache war Regierungs- und Amtssprache in allen Provinzen, mit Ausnahme Ungarns, wo das Lateinische die Stelle vertrat, und der italienischen Provinzen, des Küstenlandes und Dalmatiens, wo das Italienische die amtliche Sprache war. Die Beamtenschaft, zumeist aus den alten Erblanden, Böhmen mit inbegriffen, gewählt, war mit dem Heere das bindende Mittel, welches das Reich zusammenhielt, und der Clerus, geachtet und beliebt, hielt sich im Allgemeinen fern von politischen und ultramontanen Agitationen, während der früher für Oesterreich so verderbliche Einfluß der Jesuiten wesentlich geschwächt war. Die Beamtenschaft aber bis in ihre höchsten Spitzen hielt an dem Grundsatze der Oberhoheit des Staates über der Kirche unverbrüchlich fest.

Unter solchen Verhältnissen schien der Staat auf festen Grundlagen zu ruhen. Nur zwei Provinzen galten im vormärzlichen Oesterreich als unverläßlich: Lombardo-Venetien, wegen der allmälig immer stärker bemerkbaren Umtriebe der „Giovane Italia“, und die von Polen bewohnten Theile Galiziens, wo der Gedanke der Wiederherstellung des selbstständigen polnischen Reiches wiederholt zum Ausdrucke kam.

Die eigentlichen Träger des österreichischen Staatsgedankens waren die Bewohner der alten Erblande mit deutscher oder gemischter Bevölkerung, die Armee, der Adel, der Beamtenstand, die Classe der Gebildeten und die Geistlichkeit.

Ein hochbegabter, echt conservativer ungarischer Staatsmann, Freiherr v. Eötvös, als patriotischer Ungar ein entschiedener Gegner des österreichischen Einheitsstaates, erkennt als Träger des österreichischen Staatsgedankens zwar nur das Erzherzogthum Oesterreich an und legt das Hauptgewicht auf den Provinzialpatriotismus, aber demungeachtet wird man finden, daß er eigentlich in allem Uebrigen mit obiger Darstellung übereinstimmt. Er sagt in seiner Schrift über die Gleichberechtigung der Nationalitäten in Oesterreich (S. 108): „Der österreichische Patriotismus, „die Vaterlandsliebe zur ganzen Monarchie, findet sich bei „Staatsmännern, bei der Armee, bei einem Theile der gebil„deten Classen; sie wird sich verbreiten mit der Ueberzeugung, „daß das österreichische Staatsbürgerthum gleichbedeutend mit „dem Begriffe der constitutionellen Freiheit ist, sie wird end„lich, wenn das neue, einheitliche Oesterreich einmal seine Ge„schichte hat, alle Classen durchdringen und jene Gefühle, mit „welchen der Einzelne jetzt an seiner Provinz hängt, in den „Hintergrund drängen, doch für den Augenblick ist ein solcher „Patriotismus nicht zu finden."

Auf diese Anschauung sich stützend, behauptet Eötvös, daß der Begriff „Vaterland" nirgends in Oesterreich auf die Monarchie bezogen, sondern überall mit den einzelnen Provinzen verbunden wird; nur die einzige Provinz Oesterreich, meint er, mache eine Ausnahme.

Und im Großen ist dieses Urtheil noch heute richtig. Noch heute zeigt es sich recht schlagend, daß der eigentliche österreichische Patriotismus in den alten deutschen Erblanden wurzelt; allerdings nicht im Erzherzogthum Oesterreich allein. In den großen, zum Theile erst nur kurz mit Oesterreich vereinigten Provinzen, wie in Galizien, in Dalmatien, in neuester Zeit aber auch in Böhmen, stellt man den localen, den provinzialen Patriotismus voran, hinter dem sich sogar hie und da unter dem Schlagworte der provinzialen Autonomie gewisse mehr oder weniger hochfliegende Zukunftspläne und nationale Ideale verbergen. Dieser der Reichseinheit entgegengesetzte Landespatriotismus hat bisher nur in Ungarn, durch die Lostrennung vom Reiche und Constituirung als selbstständiger Staat, die Verwirklichung gefunden, aber auch dort hat Kroatien seinen Provinzialpatriotismus, der durch die Orientpolitik der Monarchie eine wesentliche Befestigung und Kräftigung erhielt. Allein auch in anderen Ländern Oesterreichs wirken die nationalen Ideen in derselben Richtung, indem die selbstständigere Gestaltung einzelner größerer Länder auf nationaler Grundlage und Oesterreichs Umwandlung in einen Staatenbund angestrebt wird, wodurch der Localpatriotismus im Gegensatze zum Reichspatriotismus nur gefördert werden kann.

Unter dem Einflusse der modernen Ideen, begünstigt durch die Fortschritte der allgemeinen Bildung, den Aufschwung der Literatur, durch die Tagespresse, so unfrei sie auch war, durch die geistige Anregung des europäischen Westens und viele andere Kräfte, deren Erörterung den Rahmen dieser Schrift überschreiten würde, hatte allmälig die Idee der Nationalität, die Pflege der angestammten Sprache sich in weiten Kreisen verbreitet, und diese

Geistesrichtung begann selbst unter dem Drucke des absoluten Staates immer mehr und mehr sich fühlbar zu machen.

Das Jahr 1848 setzte den angesammelten Zündstoff in Flammen. Eine mächtige Erregung ergriff die Völker Oesterreichs, und die vielseitigen Berührungen, in welchen sie mit einander stehen, die daraus sich ergebenden Reibungen verliehen den Gegensätzen eine Schärfe, die im rein nationalen Staate kaum vorkommen kann.

Wenn man von den italienischen Provinzen absieht, wo die österreichische Staatsidee nie Wurzel gefaßt hatte, so läßt sich die mit dem Jahre 1848 beginnende österreichische Bewegung nach drei, leider gänzlich auseinandergehenden Linien unterscheiden: je nach dem deutschen, ungarischen oder slavischen Standpunkte.

Wir wollen jede dieser Richtungen in bündigster Form und möglichst objectiv zu kennzeichnen versuchen, so wie sie unmittelbar nach der Unterdrückung der rein revolutionären Erhebungen von 1848 sich zeigen.

Die Deutschen Oesterreichs hatten zwei politische Ideale: Umgestaltung Oesterreichs in einen constitutionellen, nach den verschiedenen politischen Schattirungen mehr oder weniger liberal regierten Gesammtstaat. Es ist dies die sogenannte centralistische Richtung. Hinsichtlich des Verhältnisses zu Deutschland, mit dem sie durch eine tausendjährige Geschichte und das Band der politischen Zusammengehörigkeit sich innig verbunden fühlten, hofften sie eine strammere Gestaltung des Bundes und die hiedurch erfolgende Wiedergeburt der deutschen Nation unter österreichischer Führung — eine Idee, der man bald den Namen der großdeutschen beilegte im Gegensatze zur kleindeutschen, welche Deutsch-

lands Umgestaltung ohne Oesterreich oder doch nur im weiteren Bunde mit Oesterreich unter preußischer Führung zum Ziele hatte. Politisch unhaltbar war die großdeutsche Idee gewiß, aber sicher verdienten dafür die Deutsch-Oesterreicher nicht den Vorwurf unpatriotischer oder illoyaler Endziele.

Ganz entgegengesetzt war das, was die Slaven Oesterreichs anstrebten mit den Böhmen an der Spitze, die als der zahlreichste und vorgeschrittenste slavische Stamm Oesterreichs seit 1848 die unbestrittene Führerschaft der slavischen Bewegung hatten. Ihnen war der politische Zusammenhang mit Deutschland verhaßt, sie wünschten Oesterreichs Austritt aus dem deutschen Bunde. Ebensowenig entsprach ihren Wünschen eine centralisirte Staatsgewalt, sie wollten möglichst weitgehende provinziale Autonomie mit besonderer Rücksicht auf die angeblichen historischen Rechte der einzelnen Länder, besonders der böhmischen Krone (Böhmen, Mähren und Schlesien). Sie geriethen hiedurch sehr bald in Widerspruch mit den liberalen, constitutionellen Ideen und wurden Verbündete der feudalen, reactionären und clericalen Parteien. Es zeigte sich bald ein unversöhnlicher Gegensatz zu den liberalen und centralistischen Bestrebungen der Deutschen.

Eine dritte, ganz verschiedene Richtung verfolgten die Ungarn. Sie stellten sich von Anfang an auf den rein nationalen magyarischen Standpunkt, bekämpften mit allen Mitteln die Idee eines österreichischen einheitlichen Staates, verlangten die Wiederherstellung der historisch begründeten constitutionellen Rechte und Freiheiten Ungarns, und zwar in so schroffer Weise, daß hiedurch eine fast vollständige Loslösung Ungarns von Oesterreich die nothwendige Folge sein mußte.

Die Deutschen allein standen nicht auf dem Boden der nationalen Idee, sondern kämpften für eine Abstraction, für einen Begriff, nämlich ein einheitlich österreichisches Reich, das sie allerdings weder als ein magyarisches, noch slavisches sich vorstellten, sondern als einen deutsch-slavisch-magyarischen Mischstaat. Die Slaven standen auf nationalem Boden, indem die Böhmen die dominirende Stellung der Länder der böhmischen Krone und in letzter Linie die Slavisirung der deutschen Elemente anstrebten, die Polen aber vorerst die Autonomie Galiziens, Beseitigung der österreichischen Beamtenschaft und Polonisirung der Bevölkerung verfolgten, weitere Pläne der Zukunft vorbehaltend.

Von diesen Strömungen wurde das alte Staatsschiff, das manche schadhafte Stelle zeigte, bald vorwärts, bald rückwärts getrieben. Gänzlich schien die Erkenntniß zu fehlen, daß in einem Staate mit national gemischter Bevölkerung jede streng nationale Richtung zu den gefährlichsten inneren Krisen führen muß, weil die nationalen Wünsche der Einen nicht befriedigt werden können, ohne die Anderen aufs Tiefste zu verletzen, weil, sobald die Einen sich auf nationalen Boden stellen, die Anderen aus Gründen der Selbsterhaltung dasselbe zu thun gezwungen sind. Man schien nicht zu wissen, daß nur eine Politik der Freiheit und des Wohlstandes in einem gemischten Staate mit Erfolg den zersetzenden Wirkungen der nationalen Agitation entgegengestellt werden könne, daß nur unter diesem Zeichen eine allmälige Versöhnung der nationalen Gegensätze möglich ist.

Sogenannte deutsch-liberale Minister wechselten in Oesterreich mit slavisch-föderalistischen, ohne die inneren Wirren zu einem gedeihlichen Abschlusse oder auch nur zum Stillstande

bringen zu können, und nur in Einem Punkte stimmten sie überein: in dem Mangel politischen Scharfblickes. Aber für den ruhigen, außer dem Parteigetriebe stehenden Beobachter war es nicht schwer, zu erkennen, daß die föderalistische und reactionäre Partei, von mächtigen Classen gestützt, Boden gewann. Mit dem Ministerium Belcredi (1865) schien der Sieg der letzteren entschieden. Man wollte sich mit Ungarn verständigen, um dann in den österreichischen Erblanden den Widerstand der Centralisten zu brechen und, auf die slavischen Stämme gestützt, Oesterreich auf föderalistischer Grundlage umzugestalten.

Allein die Ereignisse des Jahres 1866 führten eine plötzliche Wendung herbei, und das Ministerium Belcredi mußte weichen. Zugleich schied sich die Monarchie in zwei Theile, Ungarn mit seinen Nebenländern (Siebenbürgen Kroatien, ungarisches Küstenland) bildeten von nun an einen unabhängigen Staat, während die übrigen Länder der Monarchie, welche fortan mit der officiellen Benennung „die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder“ bezeichnet werden, den andern Staat bilden sollten. Zwischen beiden sollten gewisse gemeinsame Angelegenheiten im Wege von Delégationen der beiden Vertretungskörper verhandelt und beide Staaten durch ein Zoll und Handelsbündniß von zehnjähriger Dauer dem Auslande gegenüber handelspolitisch geeinigt werden. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die Zweitheilung der Monarchie in ihren Wirkungen und weiteren Folgen zu besprechen; denn ein klares Urtheil über den Nutzen oder die Schädlichkeit dieses in der Geschichte Oesterreichs bedeutungsvollsten Ereignisses sich zu bilden, würde eine umfassende Erörterung der gesammten Geschichte der innern Politik Oesterreichs

in den letzten fünfzehn Jahren erfordern. Es wäre aber auch zwecklos, da die dualistische Zweitheilung keinesfalls mehr rückgängig zu machen ist, und nichts wäre gefährlicher, als den Dualismus nur für eine vorübergehende Entwicklungsform anzusehen, denn es zeigt sich eher die Tendenz, zum Pluralismus, zum Staatenbunde überzugehen, als zur Einheit zurückzukehren.

Man hat sich leider in Oesterreich sehr stark daran gewöhnt, mit einem gewissen Leichtsinn damit sich zu beruhigen, daß, wenn auch die eine oder andere Maßregel bedenklich oder geradezu schädlich sei, man schon später Mittel und Wege finden werde, um Alles wieder ins richtige Geleise zu bringen. Liberale, Reactionäre, Ultramontane und Föderalisten haben sich, je nachdem die Dinge für sie nach Wunsch gingen oder nicht, abwechselnd damit getröstet, und ein hervorragender österreichischer Politiker sagte mir (1881), von der gegenwärtigen föderalistisch-slavischen Richtung sprechend: er getraue sich in sechs Monaten alles wieder nach Wunsch umzugestalten.

Es liegt in dieser, leider in weiten, einflußreichen Kreisen verbreiteten, leichtfertigen und frivolen Denkweise eine geradezu verletzende Mißachtung der eigenen Regierung, der ja doch nicht zugemuthet werden kann und darf, daß sie eingegangene Verpflichtungen, sobald sie lästig werden, verletze, daß sie morgen das umreiße, was sie heute aufgebaut. Der Pfeil, der vom Bogen flog, ist nicht mehr zurückzurufen, und der Stab, der einmal brach, kann nie wieder ganz gemacht werden, so gut man ihn auch leimt. Ganz ebenso geht es im politischen Leben: das, was einmal zerschnitten ist, kann nicht mehr unversehrt wieder hergestellt werden.

Treffend sagt der alte, weihevolle griechische Dichter:

Von dem Geschehenen,
Ob nach Recht es war, ob wider Recht,
Macht den Ausgang
Selbst die Allmutter Zeit ja wohl
Nimmermehr ungeschehen!

(Pindar, Ol. II.)

Das mögen jene politischen Opportunisten bedenken, die den Dualismus so leicht nehmen und glauben, man könne politische Neubildungen eben so leicht beseitigen, wie der Fleckausbringer einen Oelfleck von einem alten Frack entfernt. Man wird den Dualismus eben so wenig beseitigen können, als es möglich sein wird, die in der neuesten Zeit durch die Umtriebe der Nationalen und Föderalisten geförderte Entfremdung der einzelnen Volksstämme oder die eifrig gepflegte Entwicklung der Länderautonomie auf Kosten des Reiches und der Centralregierung rückgängig zu machen.

Das alte Oesterreich ist vorbei, und zwar, man mag es nun bedauern oder nicht, unwiederbringlich vorbei! Die Aufgabe künftiger österreichischer Staatsmänner wird sich darauf beschränken müssen, das jetzt mehr und mehr im Sinne eines Staatenbundes umgestaltete Reich vor weiterer innerer Zersetzung zu bewahren.

Die Zeit, welche so viele Wunden heilt, bringt vielleicht auch für den sehr geschwächten Staatskörper allmälig Erholung und neue Kräfte. Aber mit der reinen negativen Abwehr wird man auch hier nicht ausreichen, am wenigsten jedoch mit dem Versprechen und nicht halten.

Uebrigens hängt die Zukunft Oesterreichs, selbst in Form eines Staatenbundes, von einer Vorbedingung ab, die gerade der autonomistischen Partei sehr unbequem sein dürfte, nämlich: Abwiegelung auf der ganzen Linie des slavisch-föderalistischen Heerbannes; wer den Staat erhalten will, wird sich darein zu fügen haben, daß die nationalen Ideale, anstatt als Richtschnur für ein neues, problematisches Staatsgebäude zu dienen, soweit zugeschnitten werden, daß sie in den Rahmen des bestehenden Staates passen.

Ein Staatenbund verschiedener sich gegenseitig bekämpfender Nationen ist, selbst unter monarchischer Spitze, für die Länge nicht gut denkbar, und zwar aus einem sehr überzeugenden Grunde: der nationale Staat erheischt immer und überall als Krönung des Gebäudes ein nationales Königthum, und um national zu sein, muß der Souverän in seinen Handlungen und Entschlüssen eine bestimmte nationale Richtung zum Leitfaden seiner Politik machen. Aber dort, wo mehrere entgegengesetzte nationale Strömungen vorherrschen, wäre dies ganz unmöglich. Das monarchische Princip würde demnach unter solchen Verhältnissen in eine ganz unannehmbare Zwangslage versetzt und könnte auf die Dauer eine solche Rolle gar nicht vertragen.

Auf Oesterreich angewendet, kann man die obigen Grundsätze dahin zusammenfassen, daß das Streben der Nationalen den Staat in einzelne möglichst selbstständige Königreiche und Länder aufzutheilen, schwere Gefahren heraufbeschwört.

Allein wir dürfen dieser Gedankenrichtung nicht weiter folgen, wenn wir uns nicht von dem Gegenstande dieser Schrift zu weit entfernen wollen. Wir gerathen sonst vom Gebiete der

allgemeinen geschichtlichen und culturhistorischen Betrachtung auf das der Tagespolitik und erschweren den Gesammtüberblick, aus dem sich die Schlußfolgerungen und deren Anwendung auf die Ereignisse von selbst ergeben.

Hier wollen wir, dem Plane und Zwecke dieser Arbeit getreu, nur die politischen Umgestaltungen schildern, die unter dem Drucke der Zweitheilung des Reiches in Ungarn sowohl als in Oesterreich sich vollzogen.

Wie sich diese beiden Staaten gegenüber der nationalen Idee verhielten, soll zuerst dargestellt werden, und wir beginnen mit Ungarn. Dieses Land befindet sich hinsichtlich der Nationalitäten fast in derselben Lage wie Oesterreich, denn nimmt man die Gesammtbevölkerung Ungarns mit 15·6 Millionen, so ist zweifellos der magyarische Stamm in der entschiedenen Minderzahl gegenüber der Gesammtheit der anderen Nationalitäten des Landes, aber gegenüber jeder einzelnen Nationalität besitzt er eben so sehr die Mehrheit. Ungarn ist also gerade so wie Oesterreich ein national gemischter Staat, aber dessenungeachtet haben die magyarischen Staatsmänner es verstanden, die Schwierigkeiten in solchem Maße zu besiegen, daß in der kurzen Zeit vom Jahre 1866 Ungarn auf nationaler Grundlage außerordentlich fest sich zu constituiren vermochte.

Kaum hatte Ungarn seine politische Unabhängigkeit wieder errungen, so beeilte es sich, die durch den Ausgleich mit Oesterreich gewonnene höchst vortheilhafte Stellung zu befestigen und auszubilden.

Der leitende Gedanke der ungarischen Staatsmänner, die nur nach Oesterreich den Blick zu werfen brauchten, um sich

von der Schwäche eines dem Nationalitätenhader preisgegebenen Staates zu überzeugen, war der, ihr Vaterland, Ungarn, als einheitlich national organisirten Staat auszubilden.

Am 8. Juni 1867 erfolgte die Königskrönung, und schon am 29. November 1868 ward das Nationalitätengesetz im Reichstage angenommen, wonach in Ungarn nur eine einzige einheitlich ungarische Nation gesetzlich bestehen und die magyarische Sprache die Staatssprache sein sollte. Das änderte allerdings nicht die Wirklichkeit, aber die ungarischen Staatsmänner suchten doch auf diese Art sich einen Rechtsboden gegenüber den Nationalitäten zu sichern, von dem sie den Hebel der Magyarisirung mit Erfolg ansetzen konnten.

Hiemit war die weitere Bahn vorgezeichnet, und sie ward mit Festigkeit, ja mit Härte betreten. Ein gemäßigter Liberalismus, das auf einem breit angelegten Wahlgesetze beruhende, volksthümlich entwickelte parlamentarische Leben, welches durch die Erfolge außerordentlich gekräftigt ward, beförderte diese Richtung. Immer nachdrucksvoller entfaltete sich der nationale Staatsgedanke, und trotz des Widerwillens der anderen Nationalitäten, veranlaßt durch einseitig nationales Vorgehen, durch chauvinistische Selbstüberhebung, durch Rechtsverletzungen, wie gegenüber den siebenbürgischen Sachsen, führte dieses System dem Magyarenthum neue Kräfte zu. Die schwierige Stellung zu dem ganz slavischen Kroatien ward durch einen Ausgleich beseitigt, welcher diesem Lande seine innere Autonomie sichert und ihm gestattet, sein eigenes nationales Leben zu führen. Mit Klugheit aber ward die Gefahr vermieden, daß das slavische Element im ungarischen Parlamente einen überwiegenden Einfluß

erlange, in welchem Falle es gewiß eine ganz ebenso zersetzende Einwirkung ausgeübt haben würde wie im österreichischen Reichsrathe.

So bietet Ungarn ein merkwürdiges Schauspiel; obgleich den national gemischten Staaten angehörend, ist es eifrig bestrebt, ja es arbeitet mit fieberhafter Hast daran, sich baldmöglichst zu einem rein nationalen Staat umzugestalten, indem es die nicht-magyarischen Elemente aufzusaugen, ihre Sprachen zu verdrängen sucht. Und dieser Vorgang vollzieht sich am Lichte des Tages, unter einer liberalen, parlamentarischen Regierung, in einem Lande, wo die Presse einer weitgehenden Freiheit sich erfreut, wo die bürgerlichen Rechte gleich sind, während jenseits der Leitha der Nationalitätenhader immer heftiger entbrennt und die besten Kräfte der Völker verzehrt. Ob Ungarn sein Ziel erreicht und die fremden Nationalitäten zu magyarisiren vermag, ist zweifelhaft. Je mehr Ungarn sich auf rein nationalen Boden stellt, desto kräftiger wird die slavische Nationalität in Kroatien sich entfalten, und hiedurch wird früher oder später ein Bruch zwischen beiden Ländern erfolgen, der für Ungarn und für den Magyarismus gefährlich werden könnte.[1])

Allein vorläufig hat Ungarn den Erfolg für sich: es ist stark geworden durch seinen Parlamentarismus, durch sein lebendiges Nationalgefühl. Ja es ist schon so stark und alle Wünsche des magyarischen Volkes sind in so reichem Maaße in

[1]) Die im Spätsommer 1883 in Agram erfolgte, gegen die magyarische Staatsidee gerichtete Bewegung, welche im ganzen Lande eine hochgradige Aufregung hervorrief, dient als Bestätigung für das oben Gesagte.

Erfüllung gegangen, daß es bald, wie dies in jedem befriedigten Lande der Fall ist, Ursache haben wird, conservativ zu werden. Denn Liberalismus und Conservativismus sind regelmäßig abwechselnde Erscheinungen. Eine continuirlich liberale Regierung ist ebensowenig denkbar wie eine continuirlich conservative. Nur darf erstere nicht in Radicalismus, letztere nicht in Reaction ausarten. Beides ist dem Staatswohle gleich abträglich.

Ein gelehrter und scharfsinniger slavischer Geschichtschreiber (Constantin Josef Jireček: „Geschichte der Bulgaren", Prag 1876, S. 164) sagt: „Ungarn in seinen jetzigen Grenzen wurde ein Reich der Magyaren, welche von da an wie ein fester Keil die Nord- und Südslaven von einander trennten."[1])

In dieser Lage, deren Gefahren die Ungarn kennen, liegt die Erklärung und zum Theil auch die Entschuldigung für ihre innere Politik. Der Trieb der Selbsterhaltung zwingt sie hiezu. Aber gefahrlos ist der von ihnen betretene Weg nicht. Die stramme Magyarisirung hat nämlich schon jetzt manche Verstimmung mit Recht hervorgerufen. Auch die österreichischen Nationalitätswirren berühren Ungarn vielfältig und müssen dort ihre Rückwirkung ausüben. Nicht minder dürften die Zustände der Balkanländer für Ungarns Zukunft von entscheidendem Einflusse sein. Ein ungarischer Politiker trägt einen großen Theil der Mitschuld dafür, daß dort Zustände geschaffen wurden, die keineswegs die Sicherheit Ungarns verstärken.

[1]) Von dem Verfasser des Werkes „Donau-Bulgarien und der Balkan", Herrn F. Kanitz, kam mir seit Veröffentlichung dieses Abschnittes in der „Neuen freien Presse" ein Schreiben zu, womit er die Priorität dieses Ausspruches mit Recht für sich in Anspruch nimmt.

Wenn Bosnien und die Herzegowina nicht gut verwaltet werden, wenn es nicht gelingt, durch Aufmischung der dortigen Bevölkerung mittelst ausgiebiger Einwanderung und Colonisation diesen beiden Ländern den Charakter einer national gemischten österreichischen Provinz zu geben, wie es für die Bukowina mit bestem Erfolge unter der alten österreichischen Verwaltung geschah, so ist die Bildung eines für Ungarn gefährlichen und auch für Oesterreich nicht unbedenklichen südslavischen Staates kaum zu verhindern.

Es ist gut, hieran zu erinnern, so lange es Zeit ist, denn in dem Magyarenvolke liegt ein kühner, freiheitsliebender, stolzer Sinn, ein allerdings zu großes Selbstgefühl, ein erregbares Temperament, welche es leicht von den Bahnen der Besonnenheit zu verderblichen Abenteuern und unverbesserlichen Fehlern verleiten könnten. Und zum Theile sind solche Fehler schon begangen worden.

Ganz anders als in Ungarn liegen die Dinge in der andern Hälfte der Monarchie, in Oesterreich, oder wie seit dem Ausgleiche von 1867 die officielle Benennung lautet, in den „in dem Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern". Auch hier hatten die Ereignisse von 1866 eine nachhaltige Wirkung. In Folge des Ausgleiches mit Ungarn fiel das föderalistische Ministerium Belcredi, und es schien auf den ersten Anblick, als ob nun auch für das schwergeprüfte Oesterreich bessere Zeiten kommen sollten. Man glaubte, und in der That scheint den Urhebern des Ausgleiches der Gedanke vorgeschwebt zu haben, daß der staatsrechtliche Dualismus, der nun die Grundlage der Doppelmonarchie zu bilden hätte, demnächst seine

praktische Anwendung so zu finden hätte, daß, wie in Ungarn der magyarische Stamm die politische Führung übernahm, so auch in Oesterreich die österreichische Partei der alten Erblande dieselbe Rolle anzutreten haben werde. Man hoffte, daß hiemit eine Periode ruhiger politischer Fortbildung verbürgt und den Bestrebungen der reactionären und föderalistischen Parteien ein fester Riegel vorgeschoben sei.

Allein bald zeigte es sich, daß dem nicht so sei, und deutlich sah man, daß unberechenbare Kräfte thätig waren, die regelmäßige Ausbildung eines gemäßigt liberalen Regierungssystems zu verhindern. Der Ausgleich mit Ungarn hatte zwar die Ernennung des sogenannten Bürgerministeriums zur Folge, womit wohl die schweren Opfer aufgewogen werden sollten, welche den österreichischen Erblanden aufgelegt worden waren, aber die Minister gingen und die Lasten blieben. Das Uebergewicht der Polen, welche ohne wesentliche Gegenleistung die Polonisirung der galizischen Administration sich erzwangen, machte sich immer mehr fühlbar. Und mit dem föderalistischen Cabinete Hohenwart war der volle Beweis erbracht, daß für Oesterreich der Ausgleich mit Ungarn keinen Abschluß, sondern eher eine Verschärfung der inneren Wirren gebracht habe. Und doch ist in der nationalen Frage, die der Grund aller dieser Wirren ist, die Lage Oesterreichs keineswegs ungünstiger als jene Ungarns. Deutsche, verschiedene slavische Völker und Bruchtheile romanischen Stammes wohnen hier durcheinander gemischt. Das Zahlenverhältniß der einzelnen Völker zu einander ist dergestalt, daß die in den alten Erblanden wohnenden Deutschen jedem einzelnen andern Stamme an Zahl weitaus überlegen sind, gegenüber

der Gesammtheit aber auch nur der verschiedenen slavischen Stämme sich in der Minderzahl befinden. Und zwischen diesen beiden ist seit 1848 der Kampf entbrannt und wird mit steigender Erbitterung geführt. Ursprünglich vertraten die Deutschen die einheitliche Reichsidee, während die Slaven größere Autonomie der Provinzen anstrebten. Allmälig aber traten die nationalen Ideen deutlicher hervor, und kaum mehr wird durch gewisse Schlagworte irgend Jemand getäuscht werden, denn auch die Deutschen stellen sich nach langen vergeblichen Bemühungen mehr und mehr auf den nationalen Boden. Sie wollen ihre berechtigte Stellung innerhalb des Rahmens des österreichischen Staates wahren und nicht daran rütteln lassen, während von der entgegengesetzten Seite das Streben dahin geht, durch eine Verbindung aller slavischen Stämme der Monarchie sich die Majorität und den vereinigten Slaven die herrschende und führende Stellung zu sichern, ein Plan, der mit großem Geschick entworfen und zur Ausführung gebracht worden ist. Für die Einen ist demnach der Centralismus, für die Anderen der Föderalismus nur Mittel zum Zweck. Unter diesem Zeichen findet man aber auf beiden Seiten die extremsten conservativen Richtungen bis zu den äußersten radicalen vertreten. Nur zeigt sich bei den Slaven eine tiefergehende Empfänglichkeit für nationale Ideen, und dieselbe kittet sie fester zusammen als die für chauvinistische Ueberreizung minder empfänglichen, bedächtigen und schwer beweglichen Deutschen. Deshalb sieht man bei diesen die extremen Fractionen fortwährend ausspringen und mit der Gegenpartei mehr oder minder in Fühlung treten, wie die deutschen Clericalen und Demokraten, während bei den Slaven

die Macht der hochgehenden nationalen Erregung solche Secessionen fast immer verhindert und die Masse zusammenhält trotz tiefer innerer Widersprüche, die erst an dem Tage zum Ausbruche kommen würden, wo die slavische Nationalitätsidee gänzlich über ihre Gegner gesiegt hat.

Centralismus und Föderalismus, ursprünglich ernst und ehrlich gemeint, sind demnach allmälig zu leeren Redensarten herabgesunken, mit denen man den nationalen Kampf bemäntelt.

Ganz dieselbe Unklarheit wie bei den Begriffen Centralismus und Föderalismus finden wir in einem anderen Schlagworte der Leidenschaften des Tages: der nationalen Gleichberechtigung.

Nichts ist aber im politischen Leben gefährlicher, als wenn solche unverstandene Ideen als Principien hingestellt werden, die dann Jeder für seine Zwecke ausbeutet. Denn hiedurch wird die Verwirrung nur größer und die ruhige Erwägung immer schwerer und aussichtsloser.

Freiherr v. Eötvös, dem gewiß nicht der Vorwurf wird gemacht werden können, daß er zu den österreichischen Centralisten gehörte, führt in seiner Schrift über die Gleichberechtigung der Nationalitäten (Wien, 1851) wiederholt den Beweis, daß das Princip der Gleichberechtigung aller Nationalitäten in der österreichischen Monarchie nie durchgeführt werden könne (S. 71), daß das Princip der nationalen Gleichberechtigung in seiner weiteren Entwicklung nothwendig zur Auflösung der Monarchie führen müsse. (S. 107.)

Unter Gleichberechtigung versteht man in Galizien jetzt die Verdrängung der deutschen Sprache, Polonisirung von Amt und

Schule; in Böhmen faßt man die Sache in ähnlicher Weise auf, und in anderen Provinzen mit slavisch-deutscher Nationalität wird die Gleichberechtigung auch im Sinne der Agitation gegen das deutsche Wesen praktisch durchzuführen gesucht, so besonders in Krain und Südsteiermark, wo man der deutschen Sprache als gleichberechtigt einen slavischen Volksdialekt entgegensetzt, der kaum noch eine eigene Schriftsprache besitzt.

Verwundert wird Jener, dem die österreichischen Verhältnisse fremd sind, fragen: „Wie, dieser Kampf um nationale Gleichberechtigung dreht sich nur um Wörterbuch und Grammatik, um Schulfibel und Katechismus? Wie kommt es, daß man nicht die Gleichstellung der bürgerlichen und politischen Rechte verlangt?"

Der Grund hiefür ist sehr einfach der, daß die volle Gleichberechtigung in den bürgerlichen und politischen Rechten schon längst besteht, und sie durchgeführt zu haben ist ein Verdienst der Deutschösterreicher!

Die sprachliche Gleichberechtigung hingegen ist einfach als Schlagwort für die nationale Agitation ausgegeben worden. Man stellt der deutschen Sprache, die im ganzen Reiche von der überwiegenden Mehrzahl verstanden wird, die localen provinzialen Sprachen entgegen und verlangt für diese dieselben Rechte wie für erstere. Um zu erkennen, wie wenig innere Berechtigung hierin liegt, genügt es, einen Blick auf Belgien zu werfen, wo das Französische, die Sprache der wallonischen Minorität, von der Majorität, den Vlamen, als Staatssprache, ja vielfach sogar als Sprache des höheren geselligen Verkehrs angenommen worden ist, ohne deshalb die eigene Sprache auf-

zugeben. Wenn man um den Grund hiefür fragt, so wird die Antwort hierauf lauten, dies sei deshalb geschehen, weil der Staat ein allgemeines Verständigungsmittel braucht, und weil doch nur jene Sprache diesem Zwecke entspricht, welche die am allgemeinsten verbreitete ist, und dies sei unstreitig die französische. In Oesterreich nun, wo nicht zwei, sondern vier oder fünf Sprachen gesprochen werden und demnach ein allgemeines Verständigungsmittel weit dringender nothwendig ist, sollte doch darüber kein Zweifel entstehen, daß die deutsche Sprache als die in allen Theilen des Reiches verbreitete allein diesem Zwecke entsprechen könne, daß also nur diese die amtliche Sprache des Staates, der Administration und des öffentlichen Lebens sein kann. Und dennoch sträubt man sich von nationaler Seite mit Hartnäckigkeit dagegen und sucht die nationalen Sprachen allenthalben, wo es nur angeht, an die Stelle des Deutschen zu setzen, so in Galizien wie in Böhmen, in Mähren, in Schlesien und in den südslavischen Ländern.

Was muß das Endergebniß solcher Bestrebungen sein? Stets größere Entfremdung der einzelnen Volksstämme und Länder, wachsende Verwirrung in der Verwaltung, ja selbst zunehmende Schwierigkeit der Aufrechthaltung der einheitlichen Heeresorganisation. Sollten solche Theorien ernstlich verwirklicht werden — und an dem Ernste der in diesem Sinne arbeitenden Parteien ist nicht zu zweifeln — so müßte Oesterreich in seine nationalen Bestandtheile aufgelöst und nach nationalen Gruppen eingetheilt werden. Etwas Aehnliches hat in der That der Slavencongreß, der im Juni 1848 in Prag unter Palacky's Vorsitz zusammentrat, beantragt, indem er Oesterreich in vier

Gruppen zergliedern wollte: Galizien mit Krakau und Bukowina (polnische Gruppe), Innerösterreich mit den deutschen Alpenländern (deutsche Gruppe), Böhmen mit Mähren und Schlesien (tschechische Gruppe), Krain, Südsteiermark, Istrien u. s. w. (südslavische Gruppe), deren jede durch einen Minister im Rathe der Krone vertreten sein sollte. Allerdings wäre hiemit der Streit noch nicht beendet gewesen, denn bei der starken Mischung der Nationalitäten, die eine strenge Abgrenzung sehr erschwert, würden die Schwierigkeiten sich nur ins Unendliche steigern.

Zu solchen Consequenzen muß aber der Sprachenstreit führen, wenn er in einem gemischten Staate mit so großer Leidenschaft und so geringer Rücksicht für die thatsächlichen Verhältnisse geführt wird.

Allein das Princip der nationalen Gleichberechtigung findet noch eine andere praktische Anwendung. Es sollen, um die Gleichberechtigung vollkommen herzustellen, die verschiedenen Nationalitäten an der Verwaltung und Regierung im gleichen Verhältnisse Antheil haben. Der Satz ist richtig in der Theorie, in der Praxis ist er unausführbar, so lange nicht früher die Sprachenfrage wie in Belgien gänzlich gelöst ist. Gewiß soll in dem modernen Staate für jeden Staatsbürger das Recht auf Theilnahme an dem politischen und amtlichen Leben vollkommen gleich sein, aber doch nur unter Einer Bedingung: der gleichen Befähigung. Daß aber der national gemischte Staat die Nationalität des Einzelnen über den gemeinsamen Staatszweck stelle und die Befähigung erst in zweiter Linie berücksichtige, wäre eine offene Verleugnung seiner Rechte und Pflichten.

Sollte es nothwendig sein, nach diesen Ausführungen noch weitere Beweisgründe zu entwickeln, um darzuthun, daß der national gemischte Staat, um zu bestehen, ein gemeinsames Verständigungsmittel, eine Reichs- und Amtssprache haben muß?

Daß diese Sprache nur die am meisten verbreitete, von der Mehrzahl der Staatsbürger gekannte sein könne, ist weiter zu beweisen überflüssig, und ebenso sicher ist es, daß der Staat die Kenntniß dieser Sprache von jedem seiner Bediensteten unbedingt wird fordern müssen.

Niemand wird gezwungen werden können, sie zu erlernen, aber wer die vom Staate erhaltenen Lehranstalten besucht, wer sich für den Staatsdienst entscheidet, wird hiemit auch die Erlernung dieser Sprache hinnehmen müssen. Wer das nicht will, dem steht es frei, in den nationalen Unterrichtsanstalten sich ausschließlich mit seiner Muttersprache zu befassen.

Die Theorie der nationalen Gleichberechtigung, so wie sie in Oesterreich gepredigt und auch schon praktisch zur Anwendung gekommen ist, leugnet alles das, weist eine Staats- und Amtssprache zurück, duldet eine solche vorläufig noch bei der Armee, bekämpft aber eifrigst die amtliche, durch hundertjährigen Gebrauch und die historische Entwicklung des Staates gegebene Stellung der deutschen Sprache und bezweckt in letzter Linie die Beseitigung des österreichischen Beamtenthums und Ersetzung desselben in allen gemischten Provinzen durch nationale Elemente.

Zu solchen Verirrungen führen unbestimmte Schlagworte ohne klaren, begrifflichen Inhalt. Aber der Staatsmann darf sich nicht durch sie bestechen lassen, denn so schön sie auch klingen, so hält es doch nicht schwer, ihre Nichtigkeit zu erkennen.

Der national gemischte Staat findet seine Lebenskraft in dem Einverständnisse der Betheiligten: jede einzelne Nationalität muß in gewissem Maaße ihre nationalen Gefühle dem Gesammtzwecke unterordnen. Und dieser Gesammtzweck ist nicht blos der Fortbestand, sondern auch die Fortentwicklung des Staates auf Grund der durch seine Existenzbedingungen ihm vorgezeichneten Bahnen, die er nicht verlassen kann, ohne sich den schwersten Gefahren auszusetzen und mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen.

Der rein nationale Staat ist stärker und widerstandskräftiger als der gemischte. Aber fehlt diesem das Band der nationalen Einheit, so muß er umsomehr darauf bedacht sein, es durch andere kräftige und ebenso wirksame Mittel zu ersetzen. „L'union fait la force“ ist die Umschrift des belgischen Staatswappens, „Viribus unitis“ der Wahlspruch von Oesterreichs gegenwärtigem Herrscher. In beiden findet derselbe Gedanke Ausdruck: der Gedanke der festen Vereinigung der verschiedenen Volksstämme zum gemeinsamen Staatszwecke; in beiden liegt das Eingeständniß, daß ohne solche innere Einheit der Staat nicht gedeihen kann.

Und wie ist diese Einheit zu erreichen? Zwei Bedingungen sind unerläßlich, und ganz besonders für Staaten mit gemischter Bevölkerung: Förderung des materiellen und geistigen Wohlbefindens der Staatsbürger, dann aber auch stetige ununterbrochene Entwicklung auf dem gegebenen historischen Boden, also kein Schwanken der innern Politik, kein Bruch mit der politischen Tradition und der Staatsidee. Die erste Bedingung ist allen, den rein nationalen sowie den gemischten Staaten

gemeinsam; denn schon Aristoteles definirt den Zweck des Staates dahin, daß es seine höchste Aufgabe sei, „ein würdiges und glückliches Leben Aller fest zu begründen", also das sittliche, moralische Wohlergehen, sowie das materielle zu sichern.

Allein nationale Staaten werden in Folge der inneren Cohärenz aller Theile Zeiten des Unglücks, großer öffentlicher Bedrängniß leichter ertragen als national gemischte, wo unter dem Drucke der Noth der innere Zusammenhang leichter sich lockert. Für letztere ist demnach in dieser Hinsicht erhöhte Fürsorge und doppelte Aufmerksamkeit unentbehrlich. Sie müssen für das moralische und materielle Wohlbefinden ihrer Staatsangehörigen womöglich mehr bieten als jene, also *Freiheit, Wohlstand und geordnete Rechtszustände des öffentlichen und bürgerlichen Lebens im vollsten Sinne des Wortes.* Was die zweite Bedingung — die Entwicklung auf historischem Boden — betrifft, so bedarf dieser Satz einer Erläuterung, um Mißverständnissen vorzubeugen.

Jeder Staat, sei er nun national oder gemischt, hat sein Stammland; dort entstanden seine Anfänge, dort empfing er die ersten Eindrücke, dort hatte er die ersten Siege und Erfolge, dort bildete sich sozusagen sein Charakter. Die Angewöhnungen und Anerzogenheiten der Jugend sind für Jeden von uns maßgebend und bestimmen oft den ganzen ferneren Lebenslauf; die Geistesrichtung, die wir damals in den Jahren der ersten höheren Lebensfrische erhielten, ist gewöhnlich für den ganzen späteren Entwicklungsgang entscheidend. Unser ganzes Wesen, Denken und Fühlen hängt durch tausend unsichtbare Fäden mit dem Thun und Lassen unserer fernsten Vorfahren zusammen.

Mit den großen politischen Organismen, den Staaten, ist dasselbe der Fall, denn sie bestehen ja aus Einzelindividuen, deren Gesammtcharakter den des Staates bestimmt. Nun sind aber die Staaten nicht auf einmal entstanden, sondern alle wuchsen aus kleinen Anfängen allmälig empor. Sie sind das Ergebniß eines geschichtlichen Entwicklungsprocesses. Es bildet sich ein fester Kern, er wächst naturgemäß, er treibt den Stamm empor, und je kräftiger er ist, je mehr das Geschick, der Zufall, das Glück ihn begünstigen, desto höher strebt er empor, desto weiter breiten Wurzeln und Aeste sich aus. So ist es mit dem Stammlande eines Staates. Je mehr er aber wächst und sich kräftigt, desto natürlicher ist es, daß er seinen Machtkreis erweitert und das, was er in seinen Bereich zieht, mit seinem Geiste zu erfüllen sucht.

Das Stammvolk, das den Staat zuerst begründen half, übt selbstverständlich einen weitgehenden Einfluß auf seine Fortentwicklung und sein Gedeihen aus.

Ursprünglich hat es nur das Recht des Stärkeren gegenüber den Unterworfenen für sich, aber nach und nach stellt sich mit fortschreitender Civilisation ein befriedigenderes Verhältniß ein zwischen dem Stammvolk und den Zugewachsenen, dem Stammlande und den Nebenländern. Sie verbinden sich mehr und mehr, die politischen und bürgerlichen Rechte werden für alle gleich, und sie alle sind berufen, an den öffentlichen Angelegenheiten in gleichem Maaße und mit gleichen Rechten theilzunehmen.

Allerdings ist dies nur dann möglich, wenn Stammland und Nebenländer schon in solchem Grade innerlich sich geeinigt

haben, daß der gemeinsame Staatsgedanke, das Gefühl der innigen Zusammengehörigkeit sie in demselben Maaße beherrscht und alle Gegensätze von früher gänzlich verwischt hat.

Diesem Grundsatze muß immer vollste Beachtung zu Theil werden, wenn nicht schwere Störungen des inneren politischen Gleichgewichtes hervorgerufen werden sollen.

In national gemischten Staaten ist es aus den schon früher dargelegten Gründen doppelt wichtig, daß keine Verschiebung des Schwerpunktes stattfinde, sonst kentern sie wie ein zu schwer beladenes und schlecht gesteuertes Schiff. Es ist demnach eine gewisse politische Führerrolle des Stammlandes insolange eine unbedingte Nothwendigkeit, als alle Theile des Staatskörpers nicht vollkommen innerlich in einander verwachsen sind.

Diese allgemeinen Grundsätze, zu welchen die Betrachtungen über die nationalen und gemischten Staaten Anlaß boten, ließen sich leicht durch zahlreiche Beispiele erhärten und belegen. So einladend auch eine solche Umschau wäre, so glauben wir doch darauf verzichten zu können, denn Thatsachen, die Jeder sehen kann, sprechen deutlicher als Worte, und für den, der selbst sehen und urtheilen will, ist ein Commentar überflüssig.

Mancher Zaghafte mag allerdings da den Muth verlieren und mit Horaz ausrufen:

Quem vocet divum populus ruentis
Imperi rebus . . .

Denn die Zeit, in der wir leben, ist ernst: alte, mächtige Reiche sehen wir wanken und in ihrem Bestande bedroht, und um uns davon zu überzeugen, genügt es, den Geleisen unserer vorhergehenden Betrachtungen folgend, uns dem Oriente zuzuwenden;

denn wenn wir Einsicht gewinnen wollen in das innere Leben der Staaten, wenn wir die ihrem Wachsthume und Gedeihen zu Grunde liegenden Gesetze, so weit es möglich, zu enträthseln versuchen wollen, so wäre diese flüchtige Skizze unvollständig ohne einen Blick auf jenes Reich des Ostens, das mit den wichtigsten Interessen Europas verwachsen ist und doch von Europa abgestoßen wird, das nicht leben kann, ohne den Welttheil zu beunruhigen, und nicht sterben, ohne ihn bis in seine Grundfesten zu erschüttern — wir meinen die Türkei.

Die Entstehung dieses Staates ist eine auch in der europäischen Geschichte nicht ungewöhnliche.

Die Geschichte des Osmanenreiches beginnt mit einer reizenden Idylle, die am Fuße des asiatischen Olympus, in den stillen Thälern des östlich davon sich abzweigenden, unter dem Namen Ermenytagh bekannten Gebirgszuges abspielt. In dieser an Naturschönheiten so reich gesegneten Landschaft hatte ein türkischer Volksstamm nach der langen abenteuerlichen Wanderung aus den centralasiatischen Steppen sich niedergelassen und lebte nun theils vom Kriegshandwerke, theils vom Erträgnisse seiner Heerden. Im Sommer zogen sie in die kühlen Alpenthäler hinauf, wo die üppigen Triften saftige Weide bieten, und im Winter stiegen sie hinab in die Ebene.

Osman, der Sohn des Häuptlings dieses Stammes, übernahm nach seines Vaters Ertoghril (d. i. der Falke) Tode die Führerschaft, dehnte durch glückliche Kämpfe sein Gebiet aus, indem er Theile des angrenzenden byzantinischen Gebietes mit den Waffen sich unterwarf, und stieg hiedurch an Macht und Einfluß.

In jener Gegend wohnte in einer stillen Klause, fern vom Weltgetümmel, ein alter frommer Gottesmann, der im ganzen Lande weit herum hoch verehrte Scheich Edebaly, mit seiner Tochter, der schönen Malchatun.

Osman, der jugendliche Held, sah sie, liebte sie, warb um ihre Hand und der alte geistliche Herr gab seinen Segen dazu.

Dieser Verbindung mit dem heiligen Manne und der Einwirkung seines Segens mag mancher einheimische Chronist wohl nicht zum geringen Theile die glänzenden Erfolge Osmans und die gewaltige Machtentfaltung des Reiches zuschreiben, das er gründete, und der Dynastie, die ihm entsproß.

Ein Körnchen Wahrheit ist gewiß in dieser Legende und in den daran geknüpften Folgerungen.

Der junge Löwe schlug seine scharfen Pranken tief in den altersschwachen Leib des Byzantinerthums und ließ seine Beute nicht mehr los. Sieg und Eroberung begleiteten die türkischen Waffen, der schmale Meeresarm, welcher Asien von Europa trennt, war bald überschritten, und in kurzer Zeit gelangte das Osmanenreich zu solcher Kraftfülle, daß sein Länderbesitz sich über drei Welttheile erstreckte und die Christenheit oftmals dem Ansturme der türkischen Heere weichen mußte, während türkische Flotten der Schrecken der Seestädte des Mittelmeeres waren.

Die Macht dieses Staates ruhte auf zwei starken Stützen: der nationalen Kriegsmacht und der Hierarchie; er gewann seine Siege mit Säbel und Koran. Die Ausbildung des Heeres, welcher die Fürsten aus dem Hause Osmans die eifrigste Fürsorge widmeten, und die in dem kriegerischen Sinne des Volkes ihre beste Grundlage fand, machte bald die Türkei zur ersten

asiatischen Militärmacht, die durch einige Zeit sogar in Europa ihresgleichen nicht fand. Die Türken waren damals Europa um eine Armee voraus: sie hatten am frühesten unter allen mittelalterlichen Staaten ein großes stehendes, für jene Zeiten trefflich organisirtes Heer, das zu Ende des XVI. und Beginn des XVII. Jahrhunderts die Höhe von 100.000 Mann erreicht hatte. Allerdings hatte dies die Folge, daß der Staat bald mit einem gewaltigen Deficit belastet war, welches er trotz aller Befehle der Großherren nicht mehr los werden konnte und welches schließlich wie ein Bleigewicht jede Actionsfähigkeit des Reiches vereitelte.

Aber auch in der Hierarchie, dem mohammedanischen Clerus, fand das Haus Osman eine fast ebenso mächtige Stütze, wie im Heere. Von seinem ersten Eintritt in die Geschichte war dieses Herrscherhaus der Hort und Schutz der Rechtgläubigen gegen innere und äußere Widersacher, gegen die christlichen Mächte sowohl als gegen die mohammedanischen Häretiker. Der Clerus aber war in jener Zeit und besonders in der Entstehungsperiode der türkischen Macht auch im Oriente der einflußreichste Theil der Gesellschaft.

Doch gerade das, was den Staat so groß gemacht hatte, führte seinen Verfall herbei: der alte Janitscharensäbel, mit dem die Türkei ihre Siege erfochten hatte, versagte seine Dienste gegenüber der neueren europäischen Kriegskunst, gegenüber dem Bajonette und dem Feuer der regulären Infanterie. Und die jeder Reform, jeder Neuerung, jedem Fortschritte feindliche, mit bigottem Unverstande an dem Althergebrachten festhaltende Geistlichkeit, die das Volk beherrschte, verhinderte im Vereine mit der allmälig

immer zügelloser gewordenen Soldatesca, den Janitscharen, jede Reorganisation der Militärmacht, so daß das Reich in den Kriegen gegen Rußland und Oesterreich zunehmend geschwächt ward.

Selim III. büßte seine Bemühungen zur Schaffung eines europäisch gedrillten Heeres mit Verlust des Thrones und des Lebens. Die Janitscharen wollten, wie vor Alters, ihrem Säbel allein vertrauen und nichts von den fränkischen Bajonetten wissen, und die mohammedanischen Theologen, die Ulemâ, verdammten jedes Aufgeben der alten von den Vätern überkommenen Einrichtungen.

So wurden Säbel und Koran, früher die Werkzeuge des Sieges und der Macht, jetzt zu Ursachen der Niederlage und des Verfalles, welche auch durch die mit so großartiger und rücksichtsloser Energie durchgeführte Armeereform und Umgestaltung des ganzen Staatswesens durch Sultan Mahmud II. nur aufgeschoben, aber nicht gänzlich und für immer beseitigt werden konnten.

Denn es wirkten außerdem noch innere, latente Krankheitskeime mit, welche an dem Lebensmarke dieses Staates, an dem Bestande dieser Nation zehrten, und die umsoweniger unschädlich gemacht werden konnten, weil sie von Geburt an ihm anhafteten. Schon von seiner Entstehung an war der türkische Staat kein nationaler, sondern ein national gemischter, und zwar unter sehr ungünstigen Verhältnissen. Mit der fortschreitenden Gebietserweiterung ward das Verhältniß der verschiedenen Nationalitäten zur herrschenden Nation stets ungünstiger. In einem mittelalterlichen Militärstaat war an eine auch nur annähernde Rechtsgleichheit zwischen der herrschenden Rasse der Türken, welche die Majorität bildete, und den unterworfenen Völkern nichtmoham-

medanischen Glaubens nicht zu denken, während zwischen den Mohammedanern kein Unterschied gemacht wurde, wenn sie auch einer anderen Nationalität angehörten als der türkischen. Aber letztere war dennoch die herrschende und sie hatte auch ein sehr stark ausgesprochenes Bewußtsein ihrer bevorzugten Stellung gegenüber den sonst gleichberechtigten arabischen oder persischen Glaubensgenossen. Ein sehr lebendiges Nationalgefühl tritt im Verkehre mit den fremden Völkern hervor, das den christlichen Nationen gegenüber durch religiösen Fanatismus noch gesteigert wurde, so daß das Wort: gjaur, Ungläubiger, nicht blos den Andersgläubigen, sondern auch den Fremden bezeichnete.

Dieses Gefühl gaben die unterworfenen christlichen Völker, besonders die slavischen und griechischen Stämme der Balkanländer, mit Zinsen zurück. Daher die häufigen Aufstände und Erhebungen.

An eine planmäßige Aufsaugung der fremden Nationalitäten, mit der Absicht, das Reich im national türkischen Sinne zu befestigen, dachte die türkische Regierung nie, denn man war der nationalen Idee noch nicht bewußt. Nur in einigen der eroberten christlichen Länder faßte der Islam Wurzel und fand auch unter den Eingeborenen Verbreitung: so in Bosnien und in der Herzegowina, in Albanien, in Bulgarien, Macedonien, Thessalien und der Morea, aber nur in den wenigsten Fällen bildete sich eine compacte mohammedanische Bevölkerung. Sie blieb meistens auf die Städte beschränkt.

Ein einziger christlicher Volksstamm ward wirklich in der Sprache der herrschenden Rasse assimilirt: die Armenier, welche die türkische Sprache annahmen und theilweise ihre alte Sprache

mit dem Türkischen vertauschten oder wenigstens doch beide als Muttersprache redeten.

Je mehr der Staat seine Grenzen auf europäischem Boden hinausschob, desto ungünstiger wurde das Verhältniß der herrschenden Rasse zu den Beherrschten, indem die fremden unterjochten Völker allmälig die Majorität bildeten. Außerdem lastete der Kriegsdienst schwer auf den Ersteren.

Am verderblichsten aber wirkten die fortwährenden Kriege und die maßlosen Eroberungen.

Die Eroberungskriege aber mußten fortgesetzt werden, denn entsprechend dem Geiste des Islams sollten die Ungläubigen bekämpft werden, bis sie den Islam annahmen oder sich unterwarfen. Da aber der ganze Charakter der Regierung unter dem Drucke der religiösen Idee des Islams stand, so galt der Kampf gegen die Ungläubigen von Anfang her als Staatszweck. Hiedurch wurde der Schwerpunkt des Staates in unnatürlicher Weise verrückt. Kleinasien, das Stammland der türkischen Macht, aus dem es seine besten Kräfte zog, sank durch die Verlegung der Residenz von Brussa nach Adrianopel und bald darauf nach Constantinopel zu einer Provinz herab, und das Schwergewicht des ursprünglich asiatischen Reiches lag nun auf europäischem Boden.

Allerdings ist die Lage des alten Byzanz eine unvergleichlich günstige, eine weltbeherrschende, und mit berechtigtem Stolze konnten die Sultane von nun an, wie dies noch jetzt hergebrachte Sitte ist, sich „Herrscher der beiden Continente und Sultane der beiden Meere“ nennen, aber das alte Stammland, Anatolien, verlor mehr und mehr seine Bedeutung, das Sultanat machte sich

auf europäischem Boden heimisch und richtete von dort aus seine Aufmerksamkeit mehr auf die europäischen Besitzungen und die angrenzenden christlichen Länder als auf die alte asiatische Heimat, die durch andauernde Mißregierung gänzlich verarmte.

Das System der Militärlehen hatte die Entstehung eines militärischen Feudaladels befördert, der nach und nach so erstarkte, daß einzelne Häupter großer Familien in den Provinzen förmlich reichsunmittelbare Stellungen einnahmen, eigene Heeresmacht hielten und abwechselnd unter einander oder gegen die Centralregierung zu Felde zogen, dem Sultan ihre Bedingungen vorschrieben und ihm die gewünschten Zugeständnisse abzwangen.

Während auf solche Art das osmanische Reich in vollständige Auflösung gerieth, gewann Rußland im selben Maaße an innerer Festigkeit. Immer stärker ward der Druck, den es auf die Türkei ausübte, und immer deutlicher zeigte es sich, daß Rußland als orthodoxe Macht sich berufen erachte, die unter dem türkischen Joche schmachtenden christlichen Völker, die zum großen Theile auch slavischen Stammes sind und zum orthodoxen Glauben sich bekennen, zu befreien.

Der russischen Eroberungslust erstand bald ein werthvoller Verbündeter, als unter den von der Türkei beherrschten christlichen Völkern der Gedanke der nationalen Unabhängigkeit, der Abschüttlung des fremden Joches die Gemüther in Bewegung setzte. Von zwei Seiten ward schon lange daran gearbeitet, den glimmenden Funken der nationalen Gesinnung zur hellen Flamme anzufachen.

Rußland hatte schon seit dem letzten Jahrhunderte unter den türkischen Slaven Propaganda gemacht und sie gegen die

türkische Herrschaft zu stimmen sich bestrebt. Vom Jahre 1774, in welchem zwischen Rußland und der Türkei der Friede von Kutschuk Kainardsche abgeschlossen ward, hatte Rußland auch die Rechtshandhabe für seine Einmischung erlangt, indem die Pforte Rußland die ausschließliche Protection über die Christen nicht-unirten Bekenntnisses zugestand. Rußlands Aufhetzungen, deren eifrigster Vermittler die orthodoxe Geistlichkeit war, wurden von diesem Augenblicke an mit größtem Nachdrucke betrieben und hatten um so größere Wirkung, je mehr das Ansehen dieser Macht durch die politischen Erfolge erhöht, jenes der Türkei durch die Mißerfolge abgeschwächt ward.

Nächst den slavischen Völkern aber waren auch die Griechen bereitwillige Werkzeuge der russischen Diplomatie. Mit steigender Hoffnung waren sie durch die wiederholten Kämpfe der Türkei mit Rußland erfüllt worden. Die französische Revolution regte auch die christlichen Völker des Orients auf, und besonders Napoleons Zug nach Aegypten erweckte die überschwenglichsten Hoffnungen. Auch hatten die Griechen schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch den zunehmenden Handel und durch die von ihnen eifrig betriebene Schifffahrt mit den Zuständen Europas sich vertraut gemacht. Viele junge Leute besuchten die europäischen Großstädte und Hochschulen. Größere griechische Colonien in den wichtigen Seestädten, aber auch in Wien, waren durch ihren Handelsgeist zu beträchtlicher Wohlhabenheit gelangt. Die alten Verbindungen Griechenlands und der Inseln mit Venedig brachten es Europa immer näher.

Mehr und mehr begann das Volk sich zu fühlen und immer mächtiger wuchs die Sehnsucht nach nationaler Unabhängigkeit.

Schon 1770 fand ein ernster Aufstand gegen die Pforte statt, unterstützt von Rußland. Blieb die Erhebung auch vorerst erfolglos, so gewährte doch der Frieden von Jassy (1792) den Griechen den Vortheil, daß ihre Handelsschiffe nun unter russischer Flagge segelten und sich demnach des russischen Schutzes erfreuten.

So bereitete sich allmälig die große Bewegung vor, die zum Unabhängigkeitskampfe führte, der mit der Losreißung Griechenlands vom türkischen Reiche endete.

In der Mitte dieser stets höher steigenden Bedrängniß hatte Sultan Mahmud II. eine innere Umwälzung durchgeführt, die den Zweck haben sollte, der Regierung neue Festigkeit zu verleihen. Er hatte unter einem beispiellosen Blutbade die Janitscharen vernichtet und schritt darauf mit hastiger Energie zur Reorganisation des türkischen Heeres nach europäischem Vorbilde. Allein Rußland, immer bedacht, jede Erstarkung der Türkei zu verhindern, griff sie an, und mitten in dem innern Umgestaltungsprocesse begriffen, mußte sie unterliegen.

Mit dem Frieden von Adrianopel vom 14. September 1829 mußte die Pforte die Unabhängigkeit Griechenlands anerkennen, eine Vergrößerung Serbiens zugeben und alle sonstigen schweren Bedingungen über sich ergehen lassen.

Unter dem Drucke dieser Demüthigung schien das Reich gänzlich aus den Fugen gehen zu sollen. In allen Provinzen regte sich der Geist der Unbotsamkeit. Am bedenklichsten waren die Unabhängigkeitsgelüste Mohammed Ali's, des Statthalters von Aegypten, die durch eine Reihe von Jahren die volle Kraft des Reiches in Anspruch nahmen und mit einer empfindlichen

Schwächung endeten, denn die ägyptische Verwicklung fand für den kühnen Pascha von Aegypten einen nicht unbefriedigenden Abschluß.

Eine große mohammedanische Provinz des Reiches ward hiemit abgelöst und nur der äußere staatsrechtliche Zusammenhang blieb gewahrt. Es schien demnach der Zersetzungsproceß nicht mehr auf die Provinzen mit vorherrschend christlicher Bevölkerung beschränkt zu sein, sondern auch schon die rein mohammedanischen Landestheile ergriffen zu haben.

Der Weg der Reformen aber war einmal betreten, das alte Gefüge des Staates war so sehr gelockert, daß man nicht mehr zurück konnte. Man mußte auf der Bahn der Neuerungen vorwärts gehen. Man kann die einschlägigen Maßregeln der Regierung in zwei Kategorien scheiden: civile, die Verwaltung betreffende, und militärische.

Die ersteren wurden zwar mit viel gutem Willen angefaßt, aber führten zu keiner wesentlichen Verbesserung, ja sie schienen manchem europäischen Beobachter sogar eher die Auflösung des Reiches beschleunigen zu sollen.

Graf Orloff, der freilich in seiner Eigenschaft als Russe am wenigsten als unbefangener Beobachter gelten kann, äußerte sich im Jahre 1830, daß nach seiner Ansicht die Türken unter dem Drucke ihrer eigenen Unfähigkeit zu Grunde gehen müßten.

Eilf Jahre später gibt Fürst Metternich den Türken den Rath, sie sollten vor Allem Türken bleiben, denn die Quelle ihrer Verlegenheiten, die wahre Ursache ihres Verfalles sei der Geist der Reformen im europäischen Sinne, deren ersten Grundstein Sultan Selim III. gelegt habe, während Mahmud II. sie

weiter zu entwickeln bestrebt gewesen sei. „Bleibt Türken,“ ruft ihnen deshalb Fürst Metternich zu, „und kümmert euch nicht „um die sogenannte öffentliche Meinung Europas.“[1])

Und in der That gelang es dem österreichischen Staatskanzler, der sich als den providentiellen Kämpen der Stabilität betrachtete, die Pforte für einige Zeit in eine reactionäre Richtung zu drängen. Aber sie hätte weit stärker sein müssen, als sie es in der Wirklichkeit war, um wieder in die alten Bahnen zurückzukehren und das alttürkische Staatswesen wieder herstellen zu können. Von außen und von innen war die Pforte einem gleich mächtigen Drucke ausgesetzt, der sie zu fortwährenden Neuerungen im Sinne der fortschrittlich gesinnten Westmächte nöthigte.

Die christlichen Unterthanen des Sultans, deren Los unter dem alten System sehr hart war, fanden nämlich mächtige Fürsprecher: zuerst die Orthodoxen, deren Interessen Rußland längst die theilnahmvollste Aufmerksamkeit schenkte, dann die übrigen nichtmohammedanischen Religionsgenossenschaften, indem die beiden Westmächte, nicht blos aus humanitärem, sondern auch aus politischem Beweggrunde um ein Gegengewicht gegen Rußlands Stellung zu schaffen, diesen ihre eifrige Fürsorge und ihre Unterstützung zuwandten. Die Rajas aber selbst, ermuthigt durch die erfolgreichen Kämpfe der Griechen, durch die Unabhängigkeitsbestrebungen Serbiens und der beiden Donaufürstenthümer, begannen kühner aufzutreten und fanden in ihren geistlichen Oberhäuptern,

---

[1]) La Turquie et le Tanzimat, ou Histoire des réformes dans l'Empire Ottoman par Ed. Engelhardt. Paris, 1882, S. 48.

die zugleich die Stelle nationaler Führer einnahmen, unerschrockene Vorkämpfer. Außerdem nahm immer mehr der Mißbrauch zu, daß türkische Rajas sich entnationalisirten, den Schutz einer oder der andern europäischen Macht sich erwarben, aus dem türkischen Unterthansverbande ausschieden und auf diese Art der türkischen Jurisdiction sich entzogen. Besonders Rußland förderte diese stillschweigende Annexion in ausgedehnter Weise.

Der Pforte blieb bei solcher Sachlage nichts Anderes übrig, als dem Drucke der Mächte durch Zugeständnisse und Versprechungen auszuweichen, die Rajas aber wenigstens durch Abschlagszahlungen theilweise zu befriedigen und durch größere Zusagen für die Zukunft zu versöhnen, so gut es eben gehen wollte. Aber dies hatte die unmittelbare Folge, daß an die Stelle der altorientalischen Gepflogenheit der Administration, der Justiz und Steuererhebung mehr oder minder im europäischen Sinne angelegte Neuerungen treten mußten, daß die nicht mohammedanischen Unterthanen des Reiches immer mehr die gleichen Rechte wie die Mohammedaner erlangten; das bekannte kaiserliche Rescript von Gülhane (1839) ist der bleibende Ausdruck dieser Verhältnisse.

Indem hiedurch das alte mohammedanische Staatsprincip und dessen Hauptgrundsatz: die Herrschaft der Rechtgläubigen über die unterworfenen steuerpflichtigen Andersgläubigen, verlassen ward, um unsichern, zögernden Schrittes, aber von unwiderstehlichen Kräften gedrängt, die Bahn der Reformen zu betreten, untergrub der Staat selbst die Tradition seines Ursprunges und die Bedingungen seines Bestandes. Denn die Türkei hörte hiemit auf ein türkisch-muselmännischer Staat zu

sein und trat in die Reihe der national gemischten. Indem die bisher ganz rechtlose Masse der Andersgläubigen, wenn auch vorerst nur im Principe, als vollberechtigte Unterthanen des Sultans anerkannt wurden, änderte sich das bisherige Verhältniß gänzlich.

In vielen Provinzen besaßen die christlichen Confessionen die entschiedene Mehrzahl im Vergleiche zu den Moslimen, und diese mußten demnach mehr und mehr ihre althergebrachte Stellung einbüßen. Und da sie das nicht wollten und konnten, erfolgten Reibungen und Kämpfe, welche immer wieder die Einmischung der europäischen Mächte zu Gunsten der Christen nach sich zogen. Der Traum einiger türkischer Staatsmänner aus der Schule der „jeune Turquie“, durch die Verbrüderung aller Rassen eine nation ottomane herzustellen, konnte sich nie verwirklichen. Aber mit all diesen Versuchen und all diesen Rathschlägen der Mächte und ihrer diplomatischen Vertreter ward die Türkei, je mehr sie ihre Administration reformirte, desto schwächer. Von den europäischen Finanzmännern ward der Staat systematisch ausgebeutet und schließlich hiedurch der Bankerott herbeigeführt. Die Bestechlichkeit der eigenen Beamtenschaft hatte hieran nicht geringe Schuld. Es schien ein geschichtliches Verhängniß mit unaufhaltbarer Macht sich vollziehen zu sollen. Das Reich konnte nicht mehr türkisch bleiben, aber auch nicht europäisch werden.

Die Reformen auf politischem und administrativem Gebiete trugen nicht jene Früchte, welche die türkischen Staatsmänner und die Mehrzahl der europäischen Diplomaten sich versprochen hatten.

Anders verhielt es sich mit den Reformbestrebungen auf militärischem Gebiete.

Auch diese waren durchaus nicht der freiwilligen Initiative der Sultane entsprungen, sondern sie waren das Ergebniß einer zwingenden Nothwendigkeit. Das stehende Heer, mit dem die Sultane früher ihre Eroberungen gemacht hatten, war allmälig der alten kriegerischen Tugenden verlustig gegangen und so tief gesunken, daß es dem äußern Feinde gegenüber gänzlich ungenügend, nur für die Macht der Herrscher selbst und für die innere Ruhe des Staates gefährlich war, während der Staatsschatz durch die allmälig aufgekommenen Mißbräuche im Bezuge der Löhnung in der drückendsten Weise in Anspruch genommen ward. Diese Uebelstände hatten in solchem Grade sich gesteigert, daß auch die conservativsten alttürkischen Staatsmänner sich eingestehen mußten, mit einer solchen Truppe sei keine feste Regierung möglich, ja der Untergang des Reiches sei, wenn nicht Abhilfe geschaffen werde, unvermeidlich. Es war also nicht etwa blos Vorliebe für Neuerungen, die bei Herrschern überhaupt selten, bei orientalischen aber am seltensten ist, sondern der Zwang der gebieterischen Nothwendigkeit und der Trieb der Selbsterhaltung, die zu Neuerungen drängten.

Nach verschiedenen kleinen Versuchen war es Selim III., der zuerst in größerem Style die Schaffung einer nach europäischem Muster geschulten regulären Infanterie (Nizâm) in Angriff nahm. Der Versuch, trotz vieler Hindernisse mit Beharrlichkeit fortgesetzt, schien anfangs Erfolg zu versprechen, aber das Ende war eine Janitscharenerhebung, die dem reformatorischen Sultan den Thron und bald nachher auch das Leben

kostete. Und als nach Mustapha IV. kurzer Regierung Mahmud II. den erledigten Thron bestieg, nach seines Vorgängers Ermordung der letzte Sprößling des Hauses Osmân, war eines der ersten Zugeständnisse an die siegestrunkenen Janitscharen die vollständige Beseitigung der ihnen verhaßten regulären Truppe. Achtzehn Jahre lang wußte Mahmud II. seinen Groll zu verbergen und nur mit größter Vorsicht schritt er allmälig an die Heranbildung einer regulären Truppe, bis er seinerseits den Vernichtungsstreich gegen die übermüthigen Prätorianer führen konnte (Juni 1826).

Aber ein eigenthümliches Mißgeschick verfolgte diesen hervorragenden Herrscher in allen seinen Bestrebungen: seine neuen Nizamtruppen konnten nicht den Abfall der Morea verhindern, Syrien ging für einige Zeit an Mohammed Ali verloren, der mit seinen Aegyptern über die Türken bei Homs, Konia und später bei Nisib siegte und die Pforte in solche Bedrängniß versetzte, daß sie nur durch die Intervention der Mächte die Wiederherausgabe Syriens und die Unterwerfung des mächtigen Vasallen zu erreichen im Stande war.

Und trotz all dieses Unglücks müssen wir Mahmuds gesundem Urtheile in der Wahl seiner Mittel, seinem richtigen staatsmännischen Blicke die vollste Anerkennung zollen. Seine Maßregeln waren alle gut gewählt, aber sie wirkten nicht schnell genug, so daß der Erfolg erst seinen Nachfolgern zu statten kam. Am deutlichsten zeigt sich dies bei der Berufung preußischer Officiere als Militärinstructoren, unter denen sich auch der Hauptmann Helmuth von Moltke, jetzt General-Feldmarschall des deutschen Heeres, befand. Durch diese ward in aller Stille die

türkische Truppe gedrillt, der Geist der Disciplin in sie gebracht, und der Versuch glückte so vortrefflich, daß besonders die Artillerie, die von jeher eine Lieblingswaffe der Türken war, allmälig in jeder Hinsicht auf die Höhe der europäischen Kriegswissenschaft gebracht ward. Es ist nicht möglich, Sultan Mahmuds Wirken besser zu kennzeichnen als mit den Worten v. Moltke's: „Sultan Mahmud hat ein tiefes Leid durchs Leben getragen: die Wiedergeburt seines Volkes war die große Aufgabe seines Daseins und das Mißlingen dieses Planes sein Tod."

Unter Mahmuds Nachfolger, dem schwachen Abdulmedschid, sollten sich die Fortschritte der türkischen Armee thatsächlich bewähren, zur nicht geringen Ueberraschung Europas.

Als der Krimkrieg begann, hielt die türkische Armee den ersten Anprall der Russen mit bestem Erfolge aus, bei Oltenizza und Kalafat warfen die Türken die russischen Truppen zurück, Silistria widerstand ruhmvoll der mit äußerster Kraftanstrengung eingeleiteten Belagerung.

Trotz der unter Abdulaziz, durch dessen Verschwendung und seine kindische Vorliebe für die Flotte und besonders für die kostspieligen modernen Panzerschiffe, eingerissenen allgemeinen Zerrüttung der Finanzen, bewahrte die Armee ihren kriegerischen Geist, ihre Mannszucht und militärische Tüchtigkeit.

Unregelmäßig bezahlt und verpflegt, schlecht geführt, schlug sich der türkische Soldat, wo immer er auf den Feind traf, mit unerschütterlicher Tapferkeit. Er besiegte unter Omer Pascha's Führung (1850/51) die Montenegriner, warf spielend die serbische Armee (1876) nieder, trotz General Tschernajeff und der

Tausende von russischen Freiwilligen, und als endlich Rußland die Maske fallen ließ, mit überlegener Heeresmacht die Donau überschritt und gleichzeitig in Kleinasien einbrach, widerstand diese schlecht geführte, noch schlechter verpflegte türkische Armee mit Erfolg den Russen und erlag endlich nur der Uebermacht, der höheren strategischen Kunst, der Noth und Entbehrung, sowie der eisigen Winterkälte, während das Reich in gänzlicher financieller Erschöpfung zusammenbrach.

Und welcher geheime Zauber, welche verborgene Kraft war es, aus der wir diesen unerschütterlichen Geist der Pflichttreue, der Selbstaufopferung erklären können?

Es ist die nationale und religiöse Idee, welche unbewußt diese rohen Krieger aus den fernsten Gebieten Europas, Asiens und Afrikas zusammenhält, das instinctive Gefühl der Rassengemeinschaft gegenüber den Fremden. Für seinen Padischah, seinen Kaiser zu hungern, zu darben und schließlich sich erschießen zu lassen — das betrachtet dieser einfache, rohe Türke nicht etwa blos als eine Pflicht, denn er denkt und grübelt hierüber wohl kaum nach, sondern er findet das ganz selbstverständlich und es erscheint ihm als der gewöhnliche, naturgemäße Lauf der Dinge. Diese Empfindung wird womöglich noch erhöht durch die religiöse Idee der Zusammengehörigkeit der Gemeinde des Islams, denn die nationale Idee und das religiöse Gefühl decken sich im Oriente noch immer, und letzteres ist noch so stark, daß es selbst die nichttürkischen Elemente, wie die Contingente arabischer, kurdischer, albanesischer Nationalität, fest mit dem türkischen Grundstocke verbindet, so daß sie vor dem Feinde eine compacte, innerlich verschmolzene Masse bilden.

So ist der alte Geist des Türkenthums, des Islams, im Heere trotz aller Reformen unversehrt geblieben. Unter der Uniform europäischen Schnittes, trotz europäischen Reglements und aller sonstigen Neuerungen ist der alte kriegerische Sinn geblieben: nur der Geist der Zuchtlosigkeit und Meuterei ist verschwunden, dank der starken Hand Mahmuds.

Der Staat hat in Folge der Reformen, welche seine alten Grundfesten allmälig untergruben, aufgehört national türkisch zu sein, er hat mehr und mehr einen national gemischten Charakter angenommen, aber im Heere hat sich das alte nationale Gefühl in voller Kraft erhalten, und dies ist die letzte Stütze des gealterten, von allen Seiten durch den Einfluß europäischer Ideen und durch die fortwährende geschäftige Einmischung der Diplomaten in seinem Gleichgewichte schwer geschädigten Staatswesens. Und diese letzte Stütze müßte den Dienst versagen, sobald das Heer aufhören würde ein echttürkisches zu sein, und wenn es stattdem einen national gemischten Charakter erhielte, wie dies der Fall wäre, wenn die Contingente der nichtmohammedanischen Stämme einfach der türkischen Armee einverleibt würden.[1])

So können wir denn in Kürze das Ergebniß dieser Untersuchung zusammenfassen: die administrativen und politischen

[1]) Wenn nicht die christlichen Unterthanen der Pforte durch die Ereignisse der letzten Jahre so stark aufgeregt worden wären, so hätte der Vorschlag, den v. Moltke in seinen Briefen aus der Türkei machte, die Armee durch christliche, vorerst armenische Contingente zu verstärken, ohne allzugroße Gefahr durchgeführt werden können. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen und mit Rücksicht auf die armenische Frage ist auch dies unmöglich geworden.

Reformen, nicht etwa freiwillig unternommen, sondern durch den Druck der europäischen Mächte erzwungen, wenn auch meistens von den Diplomaten in Form wohlwollender Rathschläge der Pforte aufgedrängt, haben den Staat eher geschwächt, aber die militärischen Reformen, aus dem Triebe der Selbsterhaltung hervorgegangen, haben ihn in der Stunde der schwersten Prüfung aufrecht erhalten.

Allein wer möchte behaupten, daß selbst die beste Armee allein ausreiche, um einen Staat zu retten, dessen Völker zum großen Theile sich ihm entfremden? [1])

Wie dem immer sei, so ist doch so viel gewiß, daß, wie einer der besten Kenner der Türkei sich ausspricht, „die Türkei ohne Re„formversuche gewiß noch früher verfallen sein würde, als dies in „Folge jener Reformversuche vielleicht der Fall sein mag". [2])

---

[1]) Ein eigenthümliches Symptom der inneren Zersetzung des türkischen Staates zeigt sich in dem allmälig durch einzelne Provinzen erworbenen Rechte, nur durch nationale Statthalter verwaltet zu werden: Ostrumelien, Samos, Libanon, Kreta. Die ersten drei Gebiete haben auf nationale Statthalter vollen Rechtsanspruch erworben; Kreta noch nicht, als aber in letzter Zeit die Pforte den Griechen Photiades durch einen türkischen Pascha ersetzen wollte, drohte ein Aufstand und ersterer ward auf seinem Posten belassen. — Auffallend ist es, daß auch in Oesterreich das Bestreben einzelner Provinzen, sich nationale Statthalter zu sichern, deutlich hervortritt: die Polen haben bereits seit einer Reihe von Jahren ihr Ziel erreicht, und in Böhmen, Mähren, Krain und Dalmatien ist man ebenfalls auf bestem Wege.

[2]) Baron Schlechta: Die Revolutionen in Constantinopel im Jahre 1807 und 1808. Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1882, S. 228.

Die türkischen Staatsmänner werden also, ob sie wollen oder nicht, auch ferner an der Umgestaltung des Staatswesens arbeiten müssen, und wenn die militärische Reform unter der Leitung preußischer Officiere so Vorzügliches geleistet hat, so ist die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß auch auf dem administrativen und finanziellen Gebiete es endlich doch gelingen werde Männer zu finden, die der schweren Aufgabe gewachsen sind. Durch die Berufung hervorragender deutscher Beamten hat die Pforte jedenfalls bewiesen, daß sie es ernst meint, und daß sie weiß, wo Sachkenntniß, Arbeitskraft und Pflichttreue zu erwarten sind.

Es könnte aber zu irrigen Annahmen führen, wenn wir diese akademische Besprechung der nationalen und national gemischten Staaten mit dem so düstern Bilde eines einst so mächtigen, jetzt so tief gesunkenen Staatswesens abschlößen. Es könnte daraus vielleicht der Schluß gezogen werden, daß national gemischte Staaten überhaupt keine große Widerstandskraft haben, daß ihnen die innere Berechtigung abgehe.

Nichts wäre irriger als eine solche Voraussetzung, denn eine allgemeine Uebersicht und Zusammenstellung der in dieser Studie dargelegten Thatsachen führt zu dem Schlusse, daß national gemischte Staaten ihre volle Berechtigung in sich tragen, daß sie das nothwendige Ergebniß geographischer und historischer Thatsachen sind, daß ihnen eine überaus wichtige, vermittelnde und ausgleichende Rolle beschieden ist, und daß eben nur von der mehr oder weniger erfolgreichen Weise, wie sie dieser Aufgabe entsprechen, ihre ganze weitere Zukunft, ihre Macht und ihr Fortbestand abhängt.

Allerdings unterliegt es keinem Zweifel, daß national gemischte Staaten und besonders solche von größerer Ausdehnung weit schwerer zu regieren sind als rein nationale, daß sie weit leichter durch politische Mißgriffe geschädigt werden können.

Mancher alte Bau überdauert die Jahrhunderte, doch sobald aus dem Gewölbe, auf dem er ruht, der Schlußstein herausgenommen ist, stürzt er zusammen.

Für die Staaten ist dieser Schlußstein jene Idee der geistigen und materiellen Interessengemeinsamkeit aller Staatsbürger, die sich bei jenen, welche durch längere Zeit dieselben Schicksale theilen, von selbst entwickelt und alle mit-verwandten Gefühlen und Neigungen durchdringt. Hieraus ergeben sich im Laufe der Zeit gewisse allgemein übereinstimmende Ansichten über die nothwendigen Existenzbedingungen des Staates, über das, was der Gesammtheit frommt und ihr Gedeihen fördert. Es entsteht eine feste politische Tradition, und der Ausdruck derselben ist das, was man die Staatsidee nennt. Sie ist das schützende Palladium, das nie preisgegeben werden darf!

Für national gemischte Staaten geradezu unentbehrlich, ist sie aber auch für die rein nationalen von höchster Bedeutung. In den ersteren ist sie häufig auf die zur politischen Führung berufene Rasse, die den Staat gründete und dessen Kern bildet, beschränkt. Nach und nach befestigt sie sich aber auch, wenn nicht entgegengesetzte Einflüsse überwiegen, unter den anderen, demselben Staatswesen eingefügten Völkern.

Ein Beispiel hiefür haben wir in der Türkei, wo die Staatsidee, die in dem Principe des Sultanates ihre Verkörperung fand und in dem türkischen Volke ihre Stütze hatte, im Laufe

der Zeiten auch unter den anderen mohammedanischen Stämmen Wurzel faßte, ohne jedoch die christlichen Völkerschaften heranziehen zu können. Aehnliches sehen wir in dem früheren polnischen Reiche, wo die Staatsidee in der Herrschaft des polnischen Adels und der rein aristokratischen Oberhoheit dieser Kaste sich ausbildete und zu einer Adelsrepublik mit monarchischer Spitze führte, während die unterworfenen anderen Stämme (Russinen, Lithauer u. s. w.) hiefür wenig oder gar keine Empfänglichkeit zeigten.

In den rein nationalen Staaten deckt sich die nationale Idee gewöhnlich mit der Staatsidee, doch nicht immer und in allen Fällen. So hatte Preußen als kostbares Vermächtniß großer Fürsten seine feste Staatsidee, selbstständig und unabhängig, lange bevor die nationale Strömung zur Herrschaft kam und das Ideal des deutschen Volkes, das deutsche Kaiserthum, verwirklichte, doch ohne die Einzelstaaten aufzuheben, deren historische Berechtigung feststand und in dem biederen, echt conservativen Sinne der einzelnen deutschen Stämme ihre unerschütterliche Grundlage hatte.

XI.

Geschichtliche Nothwendigkeiten.

Ein wechselvolles Bild entrollt sich vor unserem Blicke, wenn wir einen längeren Zeitraum der Geschichte in seinen großen Umrissen überblicken und die hiebei zu Grunde liegenden Ursachen in ihren Wirkungen zu erkennen suchen. Wir sehen die Völker entstehen, heranwachsen, sich in festen und eigenartigen Formen gestalten. Nationen und Staaten entspringen aus schwachen und in der Nacht der Vorzeit verborgenen Keimen.

Aber je selbstständiger sich ihre Nationalität, die jeder einzelnen Gruppe eigene Naturanlage ausbildet, desto bestimmter tritt ihre Gesammtindividualität, ihre besondere Charakterform zu Tage und desto schärfer sondert sie sich von den anderen sie umgebenden Gruppen ab. Es ist dasselbe Wechselspiel des Werdens und der Entwicklung, das zunächst in dem Charakter der einzelnen Menschen sich zeigt und welches nun im Großen bei ganzen zahlreichen Gruppen, bei den Völkern und Nationen sich wiederholt. Das Gemeinsame verbindet, das Besondere trennt sie.

Wäre die Einwirkung der inneren Kräfte immer von äußeren Umständen unabhängig und unbehindert, so würde

der Verlauf der Entwicklung ein sehr einfacher und einförmiger sein. Aber die inneren geistigen Kräfte unterliegen unendlich mannigfaltigen Eindrücken, äußeren, materiellen Ursachen. So sind die Völker und Nationen in ihrem naturgemäßen Streben, sich nach Maßgabe ihrer Anlage und Befähigung auszubilden, einer unübersehbaren Reihe von zwingenden Ereignissen unterworfen, die theils fördernd, theils hemmend, oft auch zerstörend und vernichtend einwirken.

Es geht den Völkern und Nationen wie dem Einzelnen in dem nie ruhenden Kampfe des Lebens, der Eine erreicht das ersehnte Ziel, der Andere unterliegt, dem Einen lächelt das Glück, eine günstige Wendung fördert sein Streben, der Andere ist vom Unglück verfolgt, und seine besten Kräfte setzt er vergebens ein in fruchtlosem Ringen gegen die Ungunst der Verhältnisse. Die ausgleichende Gerechtigkeit liegt nur in der Gleichheit des Anfangs und des Endes. Aber Alles, was zwischen diesen beiden Grenzen liegt, ist Kampf und Streit, also auch Sieg oder Niederlage.

Dieser allgemeine Verlauf der menschlichen Dinge bringt es mit sich, daß auch das Wachsthum der Völker und Nationen nicht immer in vollendeten Formen sich zeigt, sondern daß auch Verkrüpplungen und Mißgestaltungen nicht selten sind, indem Viele durch die Ungunst der Verhältnisse gewaltsam in ihrem Wachsthum behindert und von ihrer naturgemäßen Ausbildung abgedrängt worden sind.

So finden wir neben den großen, in vollster Lebenskraft entfalteten Nationen, welche in vollkommen unabhängiger und selbstgeschaffener staatlicher Form die höchste Phase ihres Lebens-

laufes erreicht haben, solche, die entweder erst im Anfange der Entwicklung stehen oder bereits in die Epoche des Verfalles eingetreten sind. Andere aber haben es überhaupt zu einer so hohen Stufe nie gebracht, und manche davon werden es voraussichtlich nie und nimmer dazu bringen. Es liegt hierin ebensowenig eine Ungerechtigkeit, wie darin, daß im Leben der Menschen nicht jeder Einzelne, wenn auch noch so tüchtig, reich und glücklich werden kann. Es sind solche Thatsachen eben nichts Anderes als der Ausdruck der Alles beherrschenden Naturnothwendigkeit, deren eiserner Zwang durch keine Billigkeitsgründe zur Milde gestimmt werden kann.

Die neuere Zeit hat zur Bezeichnung eines Begriffes, der so alt ist wie die Menschheit, das Schlagwort „Association" erfunden. Es ist die Vereinigung Mehrerer, die sich zusammenthun, weil sie einzeln zu schwach wären, um in dem Kampfe des Daseins sich des Stärkeren zu erwehren. Im Völkerleben hat sich derselbe Vorgang seit Urzeiten wiederholt. Eine gewisse Gleichartigkeit und Uebereinstimmung der Interessen gab stets den Anstoß hiezu. Die Interessengemeinschaft konnte aber höchst mannigfaltig sein. Bei verwandten Stämmen war es das Band der gemeinsamen Abstammung und Sprache, das sie gegenüber den Fremden vereinigte. Aus solchen Verbänden gingen bei zunehmendem Wachsthum die Völker, die Nationen und die nationalen Staaten hervor.

Aber auch rein materielle, äußere Ursachen, wie die geographische Lage, die historische Entstehung oder auch selbst ideale, geistige Beweggründe, wie die Gemeinsamkeit der religiösen Vorstellungen, konnten solche Verbindungen herbeiführen. Und

aus dem Zusammenwirken dieser Kräfte entstanden Mischvölker und gemischte Staaten. Sie gehören demnach auch einer späteren Epoche der Cultur an als die ersteren, sie sind ein Product der Interessengemeinschaft oder, um so zu sagen, des äußeren Zwanges, jene sind ein Product der Natur, des inneren Dranges.

Jedoch insolange dieselben Ursachen fortwirken, aus denen sie hervorgegangen sind, besitzen sie nicht geringere Berechtigung des Fortbestandes und der Entwicklung als die erstgenannten. So hat, um ein Beispiel anzuführen, das Zusammenwirken ethnographischer, geographischer und politischer Verhältnisse an der östlichen und nördlichen Grenze Frankreichs seit den ältesten Zeiten gemischte Formationen ins Leben gerufen, deren offen in die Augen tretende Aufgabe es war und ist, zwischen den so scharfen Gegensätzen des germanischen und romanischen Lebens die Uebergangsstufe zu bilden.

So sehen wir, um ein überzeugendes Beispiel anzuführen, aus solchen historischen Nothwendigkeiten das burgundische Reich entstehen, die Bourgogne, Dauphinée, Theile Savoyens, sowie der heutigen Schweiz längs dem Jura umfassend. Und dieses burgundische Reich, das in der Geschichte des früheren Mittelalters so oft der Schauplatz der Kämpfe zwischen Frankreich und Deutschland war, ging zwar endlich in Stücke, es ward wiederholt eine Beute der Franzosen oder der Deutschen, aber aus seinen Trümmern erhoben sich eben in Folge der Fortwirkung derselben Ursachen und Kräfte neue Bildungen, die denselben zwingenden Nothwendigkeiten zu entsprechen bestimmt waren: die schweizerische Eidgenossenschaft und Savoyen. Und wenn auch letzteres durch die streng auf nationaler Grundlage erfolgte

Abrechnung zwischen Frankreich und Italien beseitigt und schon deshalb entbehrlich gemacht worden ist, weil die nationalen Gegensätze zwischen den beiden romanischen Ländern viel von ihrer früheren Schärfe verloren haben, so ist die Schweiz hingegen der überzeugendste Beweis der Wichtigkeit, ja in gewissen Lagen und Verhältnissen selbst der Unentbehrlichkeit national gemischter Staaten. Denn wer vermöchte es zu bestreiten, daß die Schweiz mit ihrer den Zusammenstoß drei streng nationaler Reiche: Deutschlands, Frankreichs und Italiens, verhindernden Lage im Mittelpunkte Europas, in einer von der Natur gegebenen uneinnehmbaren Bergveste geradezu unentbehrlich sei?

Aus ganz ähnlichen historischen Ursachen ergibt sich mit offenbarer Nothwendigkeit die Stellung der Niederlande in der Entwicklungsgeschichte des Mittelalters. Dieses Tiefland deutscher und französischer Gewässer bildete das Grenzgebiet germanischen und romanischen Wesens, eine Mittelstufe, eine Uebergangsstelle der beiden großen Völker.

Trotz aller politischen Wechselfälle, die bald deutschem, bald französischem Einflusse dort das Uebergewicht verliehen, ja selbst eine Periode spanischer Herrschaft herbeiführten, ist die historische Nothwendigkeit so stark geblieben, daß aus allen politischen Stürmen immer wieder eine diesem Zwecke entsprechende Neubildung hervorging, deren volle innere Berechtigung eben in dieser historischen Aufgabe begründet ist. So klein Belgien ist, so findet es hierin die feste Bürgschaft seines Bestandes.

Wenden wir nun den Blick auf die Ostgrenze des Continents, wo germanisches und slavisches Wesen zusammentreffen, so zeigen sich uns ähnliche Erscheinungen. Vom frühesten Mittel-

alter an war Deutschland an seiner östlichen Grenze von einem Bande gemischter, germanisch-lithauisch-slavischer, kleinerer, meistens aber sehr kurzlebiger Staaten eingesäumt. Allmälig fielen sie in Folge geringer innerer Festigkeit entweder dem Germanenthum anheim, oder sie geriethen in den Besitz der einzigen großen slavischen Nation, der Russen, oder sie kamen an den größten national gemischten Staat der Gegenwart: Oesterreich, das gerade so wie Burgund im Westen, ein Tochterstaat Deutschlands, hier nach Osten die national gemischte, neutrale Zone bildet.

Oesterreich war das vermittelnde Glied zwischen Deutsch und Slavisch, Deutsch und Ungarisch, Deutsch und Wälisch, durch und über Oesterreich machte Deutschland seinen Einfluß auf die Länder des Balkangebietes und der Donau bis ans Schwarze Meer geltend. Und daß an des jetzigen Oesterreichs Stelle ein solches gemischtes Staatswesen seine volle Berechtigung hat, wird Jedem klar, der die Völkerkarte, den Lauf der großen Ströme und den Zug der Gebirgsketten mit unbefangenem Blicke betrachtet.

Aus dem Gesagten erhellt zugleich, daß solche Mischstaaten immer zwischen zwei oder mehreren ethnographisch und politisch fest ausgebildeten und abgeschlossenen Gruppen in der Mitte liegen. Hieraus ergibt sich mit Nothwendigkeit für solche Mischstaaten eine gewisse Zwitternatur, die ihnen selbstverständlich, wie verschieden auch die Machtverhältnisse sein mögen, eine mehr ausgleichende und vermittelnde Haltung, als eine active und aggressive Politik auferlegt. Erstere ist das ihrer Natur offenbar allein Entsprechende; wollen sie activ eingreifen, so können sie wegen ihrer innern Zusammensetzung nicht die erforderliche

Energie und Beharrlichkeit entwickeln und sind steten Schwankungen ausgesetzt. Aus diesem Grunde konnte selbst Oesterreich, das in dem Streben, eine Großmachtsstellung zu behaupten, fast in alle großen europäischen Fragen eingriff, das mehrmals die Weltherrschaft für sich zu erwerben trachtete, nur selten für längere Zeit eine bestimmte politische Richtung mit Festigkeit einhalten und unwandelbare Ziele verfolgen, wie die national constituirten Großmächte dies mit so großem Erfolge thaten.

Nur in einem Mischstaate ohne feste nationale Grundlage sind solche Schwankungen nicht blos möglich, sondern sogar unvermeidlich. Allerdings deuten sie, wenn sie zu oft eintreten, auf eine Störung des innern Gleichgewichts. Solchen Gefahren ist ein Mischstaat umsomehr ausgesetzt, je mehr heterogene Elemente er in sich faßt und je größer seine räumliche Ausdehnung ist. Denn es mehren sich in demselben Verhältnisse die Reibungen, es vervielfältigen sich für ihn, um so zu sagen, die Achillesfersen.

Ohne das starke Band nationaler Zusammengehörigkeit haben verschiedenartige Völker und Ländermassen, wenn kein anderes einigendes Princip das Nationalgefühl ersetzt, nur einen lockeren, mehr äußerlichen, mechanischen Zusammenhang; die trennenden Kräfte werden dann manchmal in gewissen Epochen stärker als die einigenden, und oft hält nur die materielle Gewalt das Ganze zusammen. Sobald diese fehlt, zerfallen sie.

Dieser Verlauf zeigt sich schon bei den großen Mischstaaten des Alterthums, und um nur Ein Beispiel anzuführen, bei dem römischen Reiche, das, sobald die Kriegsmacht nicht mehr ausreichte und die alte Staatsidee ihre Macht verloren hatte, zuerst

in zwei Stücke sich theilte, dann allmälig in nationale Fragmente zerfiel. Wir sehen dasselbe im byzantinischen Reiche sich wiederholen und in noch größerem Maßstabe im arabischen Weltreiche, ebenso in der spanischen Monarchie, die, auch abgesehen von den Colonien, weder ihre niederländischen noch italienischen Besitzungen zu behaupten vermochte, sobald sie nicht mehr im Stande war, dieselben mit Gewalt festzuhalten.

Allerdings gibt es außer der nationalen Idee, die jetzt Alles zu beherrschen scheint, andere Kräfte, welche im gegebenen Falle heterogene Völkermassen zusammenfassen können. Lebten wir noch im Mittelalter und ließen sich die modernen Verhältnisse um ein paar Jahrhunderte zurückschrauben, so hätte der Gedanke, ein heterogenes Reich durch die religiöse Idee zusammenzuhalten, seine gute Berechtigung. Dann wäre auch der Bestand eines großen, aus verschiedenen nationalen Bruchstücken gemischten, durch die religiöse Idee allein gefestigten Reiches denkbar. Und eben weil die Völker des mohammedanischen Orients noch jetzt in der Culturphase sich befinden, die dem europäischen Mittelalter entspricht, hält die religiöse Idee des Islams noch immer die national verschiedenen Bestandtheile des osmanischen Reiches zusammen, obgleich sich schon hie und da ein stärkeres Hervortreten des nationalen Gedankens gegenüber dem religiösen deutlich erkennen läßt (Haltung der Albanesen u. s. w.).

Doch in Europa ist ein ähnlicher Mischstaat auf religiöser Grundlage, gleichviel ob katholisch oder nicht, undenkbar. Die politische Macht der religiösen Idee ist in Europa bis auf geringe Reste geschwunden. Durch Mißbrauch hat sie sich abgenützt, und hiedurch litt sogar ihr legitimer und im Interesse

der Cultur wünschenswerther Einfluß auf das Gemüthsleben der Massen.

Forscht man aber nun nach jenen Mitteln, die, abgesehen von der rohen Gewalt — und diese reicht gewiß nicht für alle Fälle und für immer aus — geeignet erscheinen, unter modernen europäischen Verhältnissen entsprechende bindende Kraft zu entfalten, um größere oder kleinere Mischstaaten fest zusammenzukitten, so sind deren nur zwei zu nennen; das eine gehört dem höchsten moralischen Gebiete an, dessen Ideale sich nie vollkommen, sondern nur annähernd erreichen lassen, das andere ist den tiefsten und niedrigsten, aber unwiderstehlichsten Instincten der Menschheit entnommen; das erste heißt „Freiheit“, das zweite ist der „Eigennutz“.

Aber diese Freiheit braucht keine Freiheit zu sein, wie die heißblütigen romanischen Völker sie verstehen, keine Freiheit, um jede beliebige Regierung zu stürzen und jedem politischen Hirngespinnste freien Lauf zu gewähren, sondern diese Freiheit soll im Sinne der kaltblütigen germanischen Völker verstanden sein, als Freiheit im Verbande mit Gesetz und Recht, Freiheit mit weiser Selbstbeschränkung. Und dieser Eigennutz, der die Völker wie die einzelnen Menschen beherrscht, soll kein roher, gewaltthätiger sein, sondern er darf nur in dem berechtigten Streben, das eigene Wohlergehen zu fördern, seinen Ausdruck finden. Es braucht dies durchaus nicht auf fremde Kosten zu geschehen.

Maßvoller Freiheitssinn und rationeller, also auch sittlicher Egoismus sind die berechtigten Triebfedern der menschlichen Thätigkeit.

Denn das wird auch dem oberflächlichsten Beobachter klar, daß alles Streben der modernen Culturvölker darauf gerichtet ist, einerseits bürgerliche und politische Freiheit sich zu sichern und andererseits den eigenen Wohlstand, den Gewinn der Arbeit sich möglichst ungeschmälert zu erhalten. Auf diese beiden Ziele ist die ganze fieberhaft angestrengte Thätigkeit der Gegenwart gerichtet.

Kann also ein Staatswesen wegen seiner inneren Zusammensetzung nicht die nationalen Ideen befriedigen, ja ist es genöthigt, dieselben einzudämmen, so wird dies nur dann gelingen, wenn für die Entsagung, die es seinen Bürgern auferlegt und auferlegen muß, sie entschädigt werden durch ein möglichst weitgehendes Maaß gesetzlicher Freiheit und durch die größte Sorgfalt für die Entwicklung des Wohlstandes.

Dies gilt durchwegs für alle Mischstaaten. Aber nicht für alle ist es gleich leicht, diesen Bedingungen zu entsprechen. Die geographische Lage, die ethnographische Zusammensetzung, der Charakter der Nachbarstaaten werden ganz verschiedenartige Nothwendigkeiten schaffen, die einen zwingenden Einfluß ausüben. So bedarf es kaum eines Beweises, daß ein zwischen mächtigen Militärstaaten liegender ausgedehnter, geographisch nach keiner Seite abgeschlossener Mischstaat, wie z. B. Oesterreich, nur unter der Form einer starken Monarchie mit strammer, einheitlicher Leitung in bewegten Zeiten ungefährdet sich zu behaupten im Stande sei. Es wird demnach in einem solchen Staate dem freiheitlichen Bedürfnisse nicht ganz in solchem Maaße Befriedigung geboten werden können, wie es die Natur eines national gemischten Staates erheischt. Um so mehr aber wird

das, was an Freiheit abgeht, durch die Fürsorge für das materielle Gedeihen und Wohlergehen der verschiedenen Volksstämme ersetzt werden müssen.

Je weniger ein solcher Staat das freiheitliche Verlangen seiner Völker befriedigt, desto mehr muß allerdings in stürmischen Zeiten für ihn die Gefahr sich erhöhen, daß einzelne nationale Bestandtheile der gemeinsamen Staatsidee sich entfremden, und diese Gefahr wächst in dem Maaße, als die Lage der Nachbarstaaten in politischer und materieller Beziehung sich günstiger gestaltet.

Es werden dann Vergleiche gezogen zwischen den heimischen Beschränkungen und Lasten einerseits, dem politischen und materiellen Wohlergehen der Nachbarvölker anderseits. Solche Vergleiche aber führen zu sehr bedenklichen Schlüssen. Es wäre die gefährlichste Selbsttäuschung zu glauben, man könne von der Befriedigung der Freiheitsbestrebungen der Völker ganz absehen, wenn man nur das materielle Wohlergehen fördert: die liberalen Ideen sind ein constanter und unentbehrlicher Factor in der Geschichte; sie gänzlich zurückdrängen zu wollen wäre ein verblendetes Beginnen.[1]) Je mehr man sie unterdrückt, desto stärker werden sie im günstigen Augenblicke reagiren. Des Fürsten Metternich conservative Politik scheiterte an dieser Klippe. Will man dauerhafte Zustände schaffen, so muß man nach Möglichkeit die berechtigten Ansprüche befriedigen. Ohne maaßvolle freiheitliche Institutionen ist auch eine gesunde wirthschaftliche Entfaltung nicht

[1]) Allerdings zeigt es sich bei Völkern, die ein sehr lebendiges nationales Gefühl haben, daß sie starke Beschränkungen ihrer liberalen Wünsche sich gefallen lassen, wenn nur ihre nationalen Bestrebungen gefördert werden.

möglich, und in absolutistisch regierten Staaten mögen einzelne Classen sich hohen Wohlstandes erfreuen: die große Menge aber, befindet sich, wie die Erfahrung zeigt, dafür um so schlechter.

Das Wohlbefinden der Massen ist jedoch überall, in nationalen Staaten ebenso wie in gemischten, die festeste Grundlage des Fortbestandes.

Wenn auch von Vielen verkannt und leider durch die Verblendung der Parteien oft geschädigt, so wird man doch dem dynastischen Bande, das verschiedenartige Völkerstämme vereinigt und zusammenhält, eine mächtige bindende Kraft zuerkennen müssen, ganz besonders aber in Mischstaaten von größerer Ausdehnung und solcher geographischer Lage, daß eine großartige freiheitliche Entwicklung im politischen Leben nicht möglich ist.

In den großen Staaten des Alterthums und des Mittelalters bildeten die dynastischen Ideen das wichtigste und mächtigste Band der politischen Einheit, und noch in der Gegenwart hat es seine Kraft nicht verloren. Ja selbst in nationalen Staaten sieht man, welcher Abgrund sich aufthut, wenn das dynastische Element seine Bedeutung verloren hat; Polen ist daran zu Grunde gegangen und Frankreich kann trotz seiner bewundernswerthen Volkskraft deshalb nicht mehr seine Ruhe finden, während Oesterreich trotz bedenklicher innerer Wirren zum größten Theile der dynastischen Idee es zu verdanken hat, daß es noch aufrecht steht. Denn überall, wo das dynastische Gefühl abhanden gekommen ist, zeigt sich eine Lücke, die durch nichts Anderes ausgefüllt werden kann.

Um so mehr Ursache haben Jene, die hiezu berufen sind, eifersüchtig darüber zu wachen, daß das dynastische Gefühl gewahrt und erhalten, daß es nicht verdunkelt werde.

In nationalen Staaten stellt man mit Recht den Begriff „Vaterland“ als das höchste einigende Princip hin, in gemischten Staaten, wo dieses Wort verschiedener, ja entgegengesetzter Auslegung fähig ist, wird das dynastische Princip eine fast noch wichtigere Stelle behaupten müssen.

Aber eben weil das dynastische Band so wichtig ist, hat es nie an Bestrebungen gefehlt, um es zu schwächen. Ganz abgesehen von republikanischen Schwärmern, haben abwechselnd Clericale, Liberale und Conservative sich an solchen Versuchen betheiligt.

Der mittelalterliche Katholicismus scheute sich nie, dort wo seine Herrschaft eingeschränkt ward, ohne Rücksicht das dynastische Princip zu erschüttern. Die Päpste wollten sich über die weltlichen Fürsten als oberste Schiedsrichter stellen, und dieser Gedanke ist so wenig erloschen und vergessen, er ist so innig mit dem Grundprincipe des römischen Papstthums verwachsen, daß er selbst durch die schwersten Verluste an Macht und Einfluß nicht beseitigt werden konnte. Sagt ja doch der milde und gemäßigte Leo XIII. in seiner Bulle vom 29. Juni 1881: „Damit „Gerechtigkeit bei der Ausübung der Herrschergewalt walte, ist es „von hoher Wichtigkeit, daß die Lenker der Staaten daran fest„halten, daß die politische Gewalt nicht zum Vortheile eines Ein„zelnen da ist, daß die Leitung des Staates den Nutzen der „Regierten und nicht der Regierenden zum Zwecke haben muß.“

In dieser scheinbar so unverfänglichen Stelle von unbestreitbarer Wahrheit zeigt sich der alte Gedanke der höchsten Oberaufsicht des Papstes über die weltlichen Herrscher; so spricht der oberste Priester der katholischen Christenheit nicht blos als höchster

Richter in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen, der kraft seiner apostolischen Vollmacht über das Thun und Lassen der Könige und Völker wacht! Gregor VII. und Innocenz III. hätten nicht anders gesprochen. Hieran aber schließt sich eine Idee, die bei näherer Betrachtung eigentlich als revolutionär bezeichnet werden müßte, nämlich die, „daß die Fürsten nur zum „Nutzen der Völker da seien".

Es ist dies eigentlich nichts Anderes als die Lehre, welche von den englischen Liberalen nach Verjagung der Stuarts aufgestellt worden und seitdem ein Princip der Whigs geblieben ist: „daß der König für das Volk da sei, nicht aber das Volk für „den König".[1])

Es ist wohl überflüssig, zu zeigen, welchen geringen praktischen Werth solche allgemeine Principien haben, wie sehr sie aber geeignet sind, das dynastische Gefühl zu schwächen. Uebrigens geht die päpstliche, sowie die liberale Maxime von der falschen Voraussetzung eines inneren Gegensatzes zwischen Fürst und Volk aus, anstatt die innere Einheit beider anzuerkennen. Denn eine Dynastie ohne Volk ist nicht denkbar. Dort, wo das Verhältniß beider zu einander gesund ist, läßt sich zwischen dem Wohlergehen des Volkes und des Regierenden keine Unterscheidung machen und darf eine solche auch nicht gemacht werden. Wo aber ein Gegensatz zwischen Fürst und Volk besteht, da sind überhaupt die Beziehungen nicht mehr die richtigen und muß früher oder später entweder ein Bruch eintreten oder ein Umschwung zum Besseren sich vollziehen.

---

[1]) Macauley IV, 11.

Solche allgemeine Sätze aufzustellen ist ganz zwecklos, oft aber geradezu schädlich, denn es werden hiedurch die Ideen verwirrt und Zweifel angeregt, die zu lösen nur engen Kreisen möglich ist.

Ueberhaupt pflegen in bewegten Zeiten die Parteien gerne Principien zu formuliren, welche gewissermaßen als Motto und Losungsworte zu dienen haben. Man kämpft um abstracte Grundsätze, die in der Wirklichkeit lange nicht die ihnen zugeschriebene Bedeutung haben, indem die Macht der Verhältnisse stärker ist als alle Theorie. Solche Schlagworte, wie liberté, égalité und fraternité, Volkssouveränetät, Gleichberechtigung, Menschenrechte u. s. w., stiften deshalb so große Verwirrung, weil jede politische Partei etwas Anderes darunter versteht. In stürmisch bewegten Zeiten kann eben hiedurch Anlaß zu den gefährlichsten Reibungen und den erbittertsten Kämpfen gegeben werden.

In der Hitze des Gefechtes verlieren auch die Gemäßigtesten nur zu leicht die Klarheit des Urtheils und lassen sich in Bahnen fortreißen, wo sie ihren eigenen Grundsätzen schließlich untreu werden und den Boden untergraben, auf dem sie stehen. So kommt es, daß auch die Conservativen, die doch vor Allen berufen sein sollten, das Bestehende zu wahren, wiederholt das dynastische Princip eher geschädigt als gefördert haben, indem sie, altererbte Uebelstände oder Mißbräuche vertheidigend, das Ziel überschossen, mit den Anforderungen der Zeit und jener unberechenbaren, für die Länge unwiderstehlichen Kraft, die man öffentliche Meinung nennt, ja sogar mit dem Selbstzwecke des Staates in Widerspruch geriethen und hiedurch das Bestehende zu Falle brachten, während es durch leichte Zugeständnisse in

allem Wesentlichen sich hätte verbessern, befestigen und aufrechterhalten lassen.

Das erkannte Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der es wohl verstand, daß auch jenen Classen gegenüber, die sonst von der Krone gerne als die sichersten Stützen der bestehenden Ordnung angesehen zu werden pflegen, manchmal Festigkeit am Platze sei, wenn nicht das Gesammtwohl und der Staat darüber zu Schaden kommen sollen. Mit Recht hat deshalb seine Marginalerledigung auf eine Eingabe der Standesherren historische Berühmtheit erlangt, worin er schreibt: Ich komme zu meinem Zweck und stabilire die Souveränität und setze die Krone fest, wie einen rocher von Bronze.[1])

Der starre intransigente Conservativismus war demnach nicht selten gefährlicher und dem dynastischen Principe abträglicher als der reine Liberalismus mit seinen doctrinären, oft sehr bedenklichen Weltverbesserungstendenzen.

Wie jeder einzelne Mensch gewisse Ziele hat, denen er mit Vorliebe nachstrebt, die er so weit als möglich zu erreichen sucht, so haben auch die Nationen ihre Ideale, die je nach dem Charakter derselben verschieden sind, ja nach den verschiedenen Zeitverhältnissen wechseln. Befindet sich die Regierung in Gemeinsamkeit der Ideen und Gefühle mit dem maßgebenden Theile der Nation, so ist diese Uebereinstimmung eine Bürgschaft der inneren Ruhe und Zufriedenheit. Die Macht der Nation nach außen wird immer wirksamer. Im entgegengesetzten Falle lähmt der innere

---

[1]) Vgl. Droysen: Geschichte der preußischen Politik, IV, 2. Abtheilung, S. 198.

Unfrieden die Thatkraft der Regierung, ihre Stellung wird allmälig schwächer, und es erfolgen Reibungen und Parteikämpfe, welche das öffentliche Leben stören.

Jede Regierung muß sich demnach in fortwährender Fühlung mit dem Volksgeiste zu erhalten trachten, sie wird sich bestreben müssen, denselben, so weit es möglich ist, ohne den Bestand des Staates zu gefährden, zu befriedigen, aber auch, wo er gefährliche Bahnen betritt, auf sichere Wege zu leiten und zu mäßigen. Festigkeit und Nachgiebigkeit, beide zur rechten Zeit, sind hiebei unentbehrlich.

Aber zwischen den Regierungen und dem Zeitgeiste entstehen äußerst leicht Gegensätze. Ja sie müssen im Laufe der Ereignisse entstehen. Denn jede Regierung ist das Product einer geschichtlichen Entwicklung, sie hat ihre inneren Triebfedern und Ueberlieferungen, die durch eine lange Reihe von Jahrhunderten gegeben sind, und in monarchischen Staaten haben diese Ueberlieferungen in dem Träger der Krone eine besondere Stütze. Denn er kann sich nicht den Ideen, den Empfindungen und Neigungen entziehen, die durch eine lange Zeitfolge in seinem Geschlechte vorherrschten und, um so zu sagen, mit dem Blute auf ihn übergegangen sind, oder, wenn wir einer dem Systeme Darwin's entlehnten Ausdrucksweise in solchen Dingen uns bedienen dürfen, die im Wege der erblichen Uebertragung ein Bestandtheil seines Geisteslebens geworden sind.

Auf diesem Wege mag auch vielleicht eine Menge recht bedenklicher Vorurtheile, ja selbst Irrthümer einer vergangenen Culturepoche in die Gegenwart herübergetragen worden sein, aber demungeachtet wird man bei ruhiger Betrachtung nicht in Abrede

stellen können, daß dies nicht anders sein kann und auch nie anders gewesen sei. Ja auch die damit verbundenen Vortheile wird man nicht unterschätzen dürfen. Denn es ist hiemit das Beharren in einer bestimmten Richtung gegeben, das, wenn es nicht die Grenzen der Mäßigung überschreitet, von hoher Bedeutung ist. Wenn schon das Schwanken in den Endzielen, das Wechseln der Vorsätze und Entschließungen bei einzelnen Menschen verderblich ist, so wird dies in der Leitung großer Gemeinwesen noch weit nachtheiliger.

Aus diesen Gründen entwickelt sich in den monarchischen Staaten, und zwar je älter sie sind und je älter ihre Dynastie ist, desto mehr eine gewisse einseitige Beharrlichkeit, ein unbewußtes Streben, an den alten Traditionen festzuhalten, ein Cultus des Conservativismus.

So gerechtfertigt nach dem Gesagten dies in mancher Beziehung ist, so liegt doch hierin auch eine Gefahr. Es muß nämlich der Augenblick kommen, wo zwischen diesem Principe des Beharrens und dem stets vorwärts drängenden Volksgeiste, dem allgemeinen Culturfortschritte, der Macht der herrschenden Ideen, eine Reibung und vielleicht ein Zusammenstoß erfolgt.

Die politische Temperatur der Völker ist stets um einige Grade höher als die der Regierungen.

Tritt nun der kritische Moment ein, so hängt die Haltung der Regierung im Wesentlichen davon ab, wie sich die maßgebenden Theile der Nation im Ganzen und Großen verhalten. Es liegt im natürlichen Verlaufe der Dinge, daß immer eine große Partei mehr Vorliebe für das Bestehende, als Neigung für Veränderungen hat; es ist dies die große Partei aller Jener, die

von einem Wechsel nicht viel zu erwarten haben, ja hiedurch eher zu verlieren besorgen. Gewöhnlich sind dies die besitzenden Classen.

Dieser Gruppe gegenüber steht die ganze Masse der sogenannten intelligenten Classen, meistens Städtebewohner, welche den Fortschritt in modernem Sinne anstreben, wie natürlich, mit der Absicht, ihr Loos zu verbessern.

Doch hinter diesen beiden Classen drängt sich die unberechenbare, große Menge der kleinen Leute, gewöhnlich politisch wenig oder gar nicht gebildet, aber mehr als alle Anderen unzufrieden mit ihrer Lage, politisch machtlos, außer dort, wo sehr freisinnige Wahlgesetze bestehen, aber als Massenobject politisch höchst verwerthbar, daher von den Conservativen sowohl als von den Liberalen eifersüchtig umworben.

Ist der Einfluß der Conservativen so vorwiegend, daß er beträchtliche Theile der anderen Classen an sich zieht, so wird die Regierung sehr wohl die angestrebten Neuerungen abweisen und am Bestehenden festhalten können: sie lehnt dann die Neuerungen ab und ist conservativ; im entgegengesetzten Falle wird sie, wenn sie klug ist, nachgeben, sie wird die gewünschten Neuerungen ganz oder theilweise annehmen, und in diesem Falle ist sie liberal.

So ist der gewöhnliche Verlauf in den Ländern und bei den Völkern, deren politische Zustände fertig sind. Es folgen sich abwechselnd conservative und liberale Strömungen, die dem regelmäßigen Wechsel der politischen Stimmung der Nation entsprechen, und eine kluge Regierung wird ihre Hauptaufgabe darin erkennen, dafür zu sorgen, daß die Uebergänge nicht zu plötzlich

und zu unvermittelt seien, denn zu rasche Uebergänge, zu tiefgreifende, unvorbereitete oder überhastete Veränderungen stören das politische Wohlbefinden der Völker. Sie wirken eben so schädlich wie der allzu rasche Temperaturwechsel auf das körperliche Wohlbefinden.

Dieses System hat seinen letzten Ausdruck in der sogenannten constitutionellen oder parlamentarischen Regierungsmethode gefunden, welche in ihrer Wesenheit darin beruht, daß die Volksvertretung auf die Regierung nach gewissen festen Regeln einen bestimmenden Einfluß ausübt.

Es spricht jedenfalls zu Gunsten der constitutionellen Monarchie, daß dieselbe gleichzeitig von den Radicalen der verschiedensten Färbung: Reactionären, Republikanern und Socialisten gehaßt wird.[1]) Sie scheinen demnach in ihr einen starken Damm gegen Verwirklichung ihrer Wünsche zu erkennen.

Wenn hier von constitutionellem System gesprochen wird, so ist dieser Ausdruck nicht im Gegensatze zum Parlamentarismus gebraucht. Denn beide Benennungen gelten demselben Gedanken, nämlich der gesetzlichen Mitwirkung des Parlamentes bei gewissen Regierungsacten. In der praktischen Verwirklichung dieses Grundsatzes wollen die Einen das Uebergewicht bei Meinungsverschiedenheiten

---

[1]) Auf die modernen Socialisten paßt ganz das, was Proudhon von den Communisten sagt: „Mit keinem unverständigen und rückschrittlichen Vorurtheil liebäugeln die Communisten mehr als mit der Dictatur. Sie wollen: Dictature de l'industrie, dictature du commerce, dictature de la pensée, dictature dans la vie sociale et privée, dictature partout. — Vgl. Laurent: Etudes sur l'histoire de l'humanité. La Philosophie de l'histoire, Paris, 1870, S. 423.

stets der Krone, die Anderen der Volksvertretung vorbehalten. Die erstere Regierungsmethode bezeichnen sie als constitutionell, die andere als parlamentarisch, aber beide Alternativen sind in der praktischen Durchführung häufigen Schwankungen unterworfen. Einmal wird der Wille der Krone Recht behalten, das andere Mal der des Parlamentes, und in den meisten Fällen wird man durch gegenseitige Zugeständnisse sich ausgleichen. Die Grundidee des parlamentarischen und des constitutionellen Systems ist demnach ganz und gar dieselbe und nur in der verschiedenartigen Verwirklichung desselben Principes, der Theilung der Gewalten und der gegenseitigen Beschränkung besteht die Verschiedenheit.

Gegen dieses constitutionelle oder parlamentarische System sind nun von verschiedenen Seiten schwere Bedenken geltend gemacht worden, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Vieles davon wohl begründet ist. Jedenfalls verdienen diese Einwürfe um so größere Beachtung, da sie zum Theile aus Staaten kommen, wo das parlamentarische Princip seine vollste Durchführung und Anwendung gefunden hat, wo es vielleicht sogar auf die Spitze getrieben worden ist.

Es wird von einem italienischen Schriftsteller hervorgehoben, daß das Repräsentativsystem überhaupt, die Einflußnahme einer mittelst Wahl aus dem Volke hervorgegangenen Versammlung auf die öffentlichen Angelegenheiten, nichts Anderes sei als eine große Lüge, indem jene Elemente, durch deren actives Zusammenwirken die Wahl der Volksvertreter erfolge, weit entfernt die Majorität der Nation zu sein, eigentlich nur eine verschwindende Minorität bilden; der Deputirte werde ge-

wählt, nicht weil die Mehrheit der Wähler ihn kennt, sondern weil eine thätige, gut organisirte Minorität für ihn agitirt und die nicht organisirte Majorität beherrscht. Die Wahl sei also keineswegs der Ausdruck des Willens der Nation, und jedes politische System, das auf der Wahl durch das Volk beruhe, sei nichts als eine großartige Täuschung. Nach den bisher in dieser Richtung gemachten Erfahrungen verträten die aus solcher Wahl hervorgegangenen Volksvertreter nur die Ansichten und Interessen gewisser Parteien: den Grundbesitz und das Capital.[1])

Ein anderer italienischer Politiker, als Gelehrter und Staatsmann gleich bekannt, fragt: Ob denn Italien in der That regiert werden solle von der Hälfte der Deputirten + 1? Die Zeichen des Verfalles des parlamentarischen Systems seien überall sichtbar und hiefür werden Stimmen aus Belgien, Frankreich und England angeführt.[2])

Die Gebrechen des parlamentarischen Systems seien nur zu vermeiden durch eine ganz andere politische Organisation, die sich auf andere allgemeine Principien gründet. Nur durch gänzliche Beseitigung des parlamentarischen Systems sei Abhilfe zu schaffen.[3]) Die Erweiterung des Wahlrechtes sei zwecklos,

---

[1]) Gaetano Mosca: Sulla teorica dei Governi e sul Governo Parlamentare. Torino, 1884, S. 295—302. Der Verfasser ist ein Anhänger des Staatssocialismus. Man vergleiche auch Nordau: Conventionelle Lügen ꝛc., Leipzig, 1883, S. 196 ff. (Die politische Lüge).

[2]) Bonghi: Una quistione grossa. La Decadenza del Regime Parlamentare. In der Zeitschrift: Nuova Antologia. Juniheft, 1884, S. 482 ff.

[3]) Mosca, S. 306, 307.

denn ohne die inneren Gebrechen des Repräsentativsystems zu heilen, könne sie nur die Folge haben, daß die Arbeiterpartei mehr Vertreter jener Ideen in die Kammer entsende, die man jetzt mit allen Mitteln in den unteren Volksschichten zu verbreiten sucht; dieses Resultat sei aber durchaus nicht wünschenswerth, nicht einmal im Interesse der Arbeiterclassen selbst.[1])

Diese Anklagen gegen den Parlamentarismus lauten so bestimmt, sie werden mit einem solchen Aufwande von Scharfsinn gestützt und begründet, daß jeder Freund eines gesunden politischen Lebens und der hiedurch bedingten normalen Entwicklung besorgt die Frage stellen wird: was denn an die Stelle des als verderblich verdammten Repräsentativsystems zu setzen sei?

Die Antwort hierauf sucht man vergebens, denn eine Antwort ist es doch nicht, wenn man uns sagt, das staatspolitische Ideal der Zukunft sei eine neue, festere Organisation des zur politischen Führung berufenen Theiles der Nation, wobei der Grundsatz zur Geltung zu kommen habe, daß an die Stelle des Einflusses der Geburt und des Geldes jener der Befähigung und der Kenntnisse zu treten habe.[2])

Es ist dies ein Princip, dessen praktische Anwendung zwar noch sehr unvollständig ist, das aber gewiß immer mehr und mehr zur Durchführung gelangen muß; doch auf solche allgemeine Grundsätze baut man kein neues politisches System auf.

---

[1]) Mosca, S. 319.

[2]) Mosca, S. 353. Des Verfassers Angriffe richten sich natürlich in erster Linie gegen die rein parlamentarisch regierten Staaten, weniger aber gegen jene, deren Regierungssystem er als halbparlamentarisch bezeichnet. Zu diesen rechnet er Deutschland und Oesterreich.

Soll etwa der Absolutismus an die Stelle des constitutionellen Systems treten?

In der Theorie ist gewiß die Alleinherrschaft das Beste, aber nur unter der Voraussetzung, daß der Alleinherrscher auch der Beste und Weiseste seiner Zeit und seines Volkes sei. Aber diese Bedingung ist unerfüllbar, und wenn dem so ist und der mit absoluter Macht ausgestattete Fürst nur minder begabt ist, dann wird der Absolutismus geradezu verderblich und hebt sich selbst auf.[1])

Oder soll etwa die Republik an die Stelle der beschränkten Monarchie treten? Nun, dann müßten ja die Gebrechen des parlamentarischen Systems in weit höherem Maaße sich fühlbar machen.[2])

Oder denken Jene, die in dem Principe der Wahl der Volksvertreter den Quell aller Gefahren und Mißbräuche sehen, daran, statt der Wahl die Volksvertreter durch das Loos bestimmen zu lassen?

---

[1]) Aristoteles stellt die Behauptung auf, daß das Königthum, um dauerhaft zu sein, in seinen Machtbefugnissen beschränkt sein müsse. Es ist dies eine große Wahrheit, die nur in dem Sinne vervollständigt werden muß, daß auch die Volksherrschaft, um nicht auszuarten, beschränkt sein muß. Das rollende Rad der Zeit läßt sich nicht rückwärts drehen, aber wo einseitige Bestrebungen es rascher treiben wollen, da wird es klug sein, auf die Beibehaltung der normalen Durchschnittsgeschwindigkeit hinzuwirken. Wo ein Staat freie Institutionen hat, da ist es die höchste Aufgabe, sie zu bewahren. Nur der kennt den Werth des Sparens, der etwas besitzt. Der leichtsinnige Spieler stürzt sich in Schulden, unbesorgt um die Zukunft, und geht zu Grunde, der sorgsame Hausvater rechnet voraus und gedeiht dabei.

[2]) Mosca weist die Republik mit Entschiedenheit zurück und begründet vortrefflich dieses abfällige Urtheil.

Unter solchen Schwierigkeiten wird es am besten sein, das alte Gebäude nicht niederzureißen, bevor man ein besseres aufzubauen vermag, und man wird demnach, wenn man alle diese Umstände ruhig erwägt, zu dem Schlusse gelangen, daß unter den gegebenen europäischen Verhältnissen jenes System, welches man das parlamentarische oder constitutionelle nennt, eine historische Nothwendigkeit ist und wahrscheinlich noch für lange bleiben wird. Das, worauf es ankommt, ist: die unvermeidlichen Mängel und Gebrechen nach Möglichkeit abzuschwächen.

Dieses politische System scheint dem Geiste der germanischen Völker, aus dem es hervorgegangen ist, am meisten zu entsprechen, hat in verschiedenen germanischen Staaten eine glänzende Ausbildung erreicht und sich so befestigt, daß der Wechsel der politischen Parteien in der Führung sich ohne Erschütterung vollzieht.

Bei den romanischen Völkern ist es gleichfalls zur Anwendung gekommen, aber es zeigt sich in Folge des weit unruhigeren Temperaments derselben eine Neigung, in überstürzte liberalisirende Richtungen sich zu begeben, und deshalb ist der Verlauf des constitutionellen Lebens auch ein weit stürmischerer. Ob aber eine gegebene constitutionelle Verfassung mehr oder weniger liberal sei, wie man zu sagen pflegt, ist im Grunde genommen minder wichtig, als daß das constitutionelle Princip der Theilung der Gewalten ehrlich anerkannt und zur Anwendung gebracht werde.

Die größte Gefahr jeder politischen Organisation liegt stets in den extremen Richtungen, die den regelmäßigen Gang der Regierung hindern, Mißtrauen und Verstimmung in weite Schichten

der Bevölkerung tragen und stets die Gefahr eines heftigen Rückschlages nahelegen.

Wenn nun aber schon in rein nationalen Staaten das constitutionelle System mit seiner Theilung der Gewalten — und ein anderes ist bei dem Stande der modernen europäischen Civilisation nicht möglich — zu heftigen Parteikämpfen Anlaß gibt, so erhöhen sich noch die Reibungen und Streitpunkte in Staaten, deren Bevölkerung aus mehreren Nationalitäten gemischt ist, indem mit den politischen Kämpfen noch die nationalen Verschiedenheiten, der sprachliche Zwiespalt sich verbinden und hiedurch die Ausgleichung der Gegensätze erschwert oder gänzlich verhindert wird. In solchen Staaten ist die Aufgabe der Regierung überaus schwierig, und sie wird um so schwieriger, je mehr der Kampf die Gemüther erbittert.

Denn je stärker der Gegensatz der Interessen und Endziele hervortritt, desto weniger können die Ansprüche befriedigt, die Hoffnungen erfüllt werden. Allen aber zu Willen zu sein, ist unmöglich.

In Staaten, die das Glück haben monarchisch regiert zu sein, liegt in solchen Fällen eine hohe und große Aufgabe in der Hand des Souveräns, der durch das Gewicht seiner erhabenen Stellung über den Parteien als unbefangenster und erleuchtetster Schiedsrichter in solchen gefährlichen Momenten mildernd, mäßigend und beruhigend einwirken kann. Verkennt er diese ihm obliegende Aufgabe, verliert er die Unbefangenheit des Urtheils und steigt er ins Parteigetriebe herab, so begeht er einen Fehler, dessen Folgen verderblich sein können.

In republikanischen Staaten, wo das mäßigende monarchische Element fehlt, artet die Herrschaft der extremen und radi-

calen Parteien, seien sie nun liberal oder das Gegentheil, oft zu inneren Erschütterungen der gefährlichsten Art aus. Es genügt hier, auf den schweizerischen Sonderbundkrieg, auf die zahlreichen Staatsumwälzungen in Frankreich und Spanien, auf die inneren Kämpfe der amerikanischen Republiken hinzuweisen.

Solche Kämpfe lassen sich im Lebenslaufe der Nationen zwar auch durch die größte Vorsicht nicht immer verhindern, denn die Parteileidenschaft verblendet schließlich auch die Besonnensten. Aber in gesunden Staatswesen folgt gewöhnlich auf die Sturm- und Drangperiode eine längere Zeit der Ruhe, der inneren Kräftigung und des Fortschrittes. Nur dort, wo ein Staat an schweren inneren Schäden krankt, tritt selten und nur scheinbar in den Parteikämpfen Ruhe ein; die Kräfte werden nutzlos vergeudet, jeder Fortschritt wird durch den innern Hader gehemmt, und dadurch ergibt sich der unvermeidliche Verfall — denn wie der römische Staatsmann sagt: Quod non procedere potest recedit.

Allerdings ist es nicht leicht, sich darüber Gewißheit zu verschaffen, ob ein Staatswesen ernstlich krank sei oder nicht, denn oft sehen wir Perioden der Beunruhigung vorübergehen, ohne daß sie wesentlichen Schaden anrichten, ja oft erheben sich anscheinend schwer erschütterte Staaten und gelangen zu neuer unerwarteter Kraftfülle. Gerade so wie über den Ausgang einer Krankheit selbst der beste Arzt im Voraus mit Sicherheit zu entscheiden unvermögend ist, ebenso ist es unmöglich, von einem Staate, und wäre er auch in der gefährlichsten Krise begriffen, vorherzusagen, ob er sie glücklich überstehen werde oder nicht. Ganz anders verhält es sich, wenn es sich darum handelt, zu

erkennen, ob ein Staat überhaupt gesund sei oder nicht. Dafür gibt es allerdings gewisse Kriterien und Anzeichen, die mit einiger Sicherheit ein Urtheil gestatten.

Das erkannte schon ein alter orientalischer Culturhistoriker (Ibn Chaldun), der sich folgendermaßen hierüber ausläßt: „Die „Staaten haben ihre bestimmten räumlichen und zeitlichen Grenzen, „die sie nicht überschreiten können. Zerrüttung der Kriegsmacht „und der Finanzen sind die beiden Symptome des Verfalles."

Und wenn in den seitdem verflossenen fünf Jahrhunderten dieser Satz durch die Thatsachen nur bekräftigt worden ist, so werden wir wohl denselben auch noch auf unsere Zeiten anwenden dürfen. Freilich hat sich Manches seitdem in den Verhältnissen geändert. Während im Mittelalter der Verfall der Kriegsmacht mit jenem der Finanzen stets gleichzeitig sich fühlbar machte, indem, wenn das Geld ausging und man die Söldner nicht mehr bezahlen konnte, dieselben einfach ausrissen, war es der neueren Zeit vorbehalten, durch die moderne Creditwirthschaft beide Erscheinungen wenigstens äußerlich zu trennen, ohne daß hiedurch ihr innerer Zusammenhang aufgehoben würde.

Einer der größten Monarchen der neueren Zeit sagte: „Zum „Kriegführen braucht man Geld und Geld und wieder Geld." Und die Richtigkeit dieses Ausspruches ist seitdem durch so überzeugende Thatsachen bestätigt worden, daß wohl Niemand es bestreiten wird, wenn wir behaupten, daß ein Staat mit geordneten Finanzen unvergleichbar stärker ist als ein solcher mit ebenso zahlreichem Heere, aber zerrütteten Finanzen.

Ueberhaupt ist das finanzielle Moment seitdem immer mehr das entscheidende geworden; der Wohlstand des Staates ist der

sicherste Maaßstab für dessen Widerstandskraft. Nur ein kräftiger Körper kann auch im Augenblicke der Gefahr seine Waffen mit Erfolg gebrauchen. Die finanzielle Zerrüttung findet aber ihren Ausdruck nicht etwa blos in der Schuldenlast des Staates, sondern in dem Verhältnisse derselben zu seinen Hilfsquellen, zu seiner ökonomischen Lage, zur Wohlhabenheit der Bevölkerung. Ohne hier den Boden der allgemeinsten Betrachtung zu verlassen, kann behauptet werden, daß das sicherste Zeichen finanzieller Schwäche in dem andauernden Mißverhältnisse zwischen Einnahmen und Ausgaben, in dem Deficit liegt; kommt noch die Unsicherheit der Geldwährung hinzu, wie dort, wo an Stelle des Bargeldes das Papiergeld mit Zwangscurs getreten ist oder sich ein unregelmäßiges Verschwinden des Edelmetalles aus dem Verkehre zeigt, so muß man hierin ein ernstes Krankheitssymptom des Gemeinwesens erkennen, und die Gefahr wird größer, wenn der Staat kein rein nationaler, sondern aus heterogenen Elementen zusammengesetzter ist.

Nichts schädigt den Wohlstand mehr als die Zettelwirthschaft: die Agiotage und das Börsenspiel werden gefördert, und allmälig wird die gefährlichste Sorglosigkeit zur Gewohnheit, indem man sich mehr und mehr der Täuschung hingibt, der Staat finde immer Geld, wenn er es brauche, und wenn schwere Zeiten kommen sollten, genüge es, die Zettelpresse in Bewegung zu setzen, um Geld zu haben. Er kann es allerdings, aber nur auf Kosten seines eigenen Wohlstandes; denn je mehr er Zettel druckt, desto mehr entwerthet er sie und desto ärmer macht er seine Staatsangehörigen.

Dort, wo die Zettelwirthschaft sich eingenistet hat, sinkt auch gewöhnlich die öffentliche Moral in erschreckender Pro-

gression. Kommt noch die Erleichterung der Spielsucht durch übermäßige Vervielfältigung der Lotterien, Actienschwindel, Gründergeschäfte u. dgl. m. hinzu, so zeigt sich bald ein Zurückweichen der ehrlichen, soliden Arbeit, des reellen Geschäftes, des alten bürgerlichen Sparsinns, welche die Grundlagen des Nationalwohlstandes und der Volkskraft sind.[1])

Solche Anzeichen lassen mit Sicherheit auf ungesunde Zustände schließen. Treten dazu noch Erscheinungen, die beweisen, daß das Rechtsbewußtsein, das Pflichtgefühl sich abschwächen und im Verfalle begriffen sind, so kann man auf noch ernsteres inneres Siechthum schließen. Eine allgemeine Begriffsverwirrung in Fragen der Moral macht sich, je länger solche Zustände dauern, umsomehr bemerkbar; es kommt allmälig so weit, daß man schamlos dem Gelde und dem Reichthum allein huldigt, ohne sich um die Wahl der Mittel zu bekümmern, wenn nur der äußere Erfolg nicht fehlt: denn dieser allein gilt als Maaßstab für Alles.

Viele machen den Parlamentarismus für die beunruhigenden Erscheinungen der an vielen Orten klar zu Tage tretenden Demoralisation, besonders des öffentlichen Lebens verantwortlich. Es müßten, wenn dies richtig wäre, die Türkei und Rußland, die bisher vom Parlamentarismus verschont geblieben sind, die glücklichsten und unverdorbensten Länder sein. Da dies bekanntermaßen nicht der Fall ist, so scheint es

---

[1]) Es gibt jetzt in Europa nur zwei Staaten, wo ein gegen Gold entwerthetes Papiergeld circulirt. Ihre Finanzlage ist noch immer eine solche, daß an eine Regulirung der Währungsfrage nicht zu denken ist.

doch sehr zweifelhaft, ob der Parlamentarismus gar so verderblich sei.

Gewiß ist es, daß, je mehr Personen Einfluß auf die Regierung haben, desto mehr Gelegenheit geboten ist, diesen Einfluß im persönlichen Interesse zu mißbrauchen, und demgemäß könnte es bei einer oberflächlichen Betrachtung scheinen, daß im parlamentarischen System, wo die Mitglieder des Parlamentes und die einflußreichsten Wähler einen bedeutenden Druck auf die Regierung üben, dem Mißbrauche eine günstigere Gelegenheit geboten sei als im absolutistisch regierten Staate. Allein, wenn man bedenkt, daß in diesem im gewöhnlichen Laufe der Dinge fast überall gewisse privilegirte Schichten der Gesellschaft in mehr als ausgiebiger Weise jenen Einfluß ausüben, den sonst das Parlament besitzt, wenn man hiezu noch in Betracht zieht, daß die, wenn auch ziemlich schwache, aber doch nicht ganz wirkungslose Controle der Oeffentlichkeit, der freien Kritik der Regierungsverfügungen fast ganz unter einer absoluten Regierung entfällt, so wird man wohl zugeben müssen, daß Mißbräuche, Ausbeutung des Staates für persönliche Zwecke nach aller Wahrscheinlichkeit hier vielleicht noch zahlreicher, jedenfalls aber nicht geringer sein werden.[1])

---

[1]) Padre Curci in seinem Buche: Il Vaticano Regio erzählt von einem einflußreichen Prälaten, der Mitglied der römischen Curie war und um 1853 noch lebte, daß derselbe selbst sich äußerte, er habe für nicht weniger als 83 arme Anverwandte (nipoti) zu sorgen, die natürlich im Dienste der Administration oder der Kirche untergebracht werden mußten.

Was dem Staate und der Gesellschaft in unserer Zeit vor Allem Noth thut, wenn mit Erfolg die überall drohenden Gefahren bekämpft werden sollen, das ist stramme Disciplin, selbstbewußte, aufopferungsvolle Pflichterfüllung seiner Diener vom Ersten bis zum Letzten; gründliche Ausrottung des gemüthlichen Schlendrians; der Staat soll sich nicht blos auf die menschlichen Schwächen stützen, er muß vor Allem auf der Hingebung, dem Gemeinsinn, den Tugenden seiner Bürger und seiner Diener beruhen.

Die größte Gefahr kommt nicht von dem aufgewiegelten Arbeiter, der mit der Dynamitpatrone droht, noch von dem dünkelhaften Kathedersocialisten, der als das große Recept für alle socialen Schäden eine neue Definition des Eigenthumsbegriffes vorschlägt — scheinbar ein Kleinigkeit, womit aber die ganze bestehende Rechtsordnung aus den Angeln gehoben würde — die wahre, die große Gefahr kommt von der Ueberwucherung des Staates durch das eigennützige Streberthum der Personen und der Parteien, die den Staat als Mittel für ihre Zwecke benützen und ihn für sich ausbeuten wollen.[1])

---

[1]) R. Gneist: Der Rechtsstaat und die Verwaltungsgerichte in Deutschland, Berlin, 1879, sagt, nachdem er die Umsturzbestrebungen der Socialdemokratie geschildert hat: „Und kaum ist dieser revolutionären Propaganda durch die Macht des Staates Ruhe geboten, so erscheint in den besitzenden Classen ein Wetteifer in Bethätigung verwandter Gesinnung, welche die Erhöhung des eigenen Einkommens auf Kosten des Gesammtwohles als patriotische Realpolitik proclamirt, welche den Besitzneid zwischen Stadt und Land von Neuem anfacht und auf die idealistischen Bestrebungen der letzten

Der Dynamitattentäter und der Socialdemokrat können einer fest geordneten Gesellschaft gegenüber mit der rohen Gewalt nichts ausrichten; wenn aber durch Verhetzung der Parteien, der Erwerbs- und Standesclassen, der Nationalitäten und selbst der Glaubensbekenntnisse, endlich durch die zunehmende Corruption das Gefüge des socialen und politischen Gebäudes gelockert und erschüttert ist, dann genügt der freche Versuch einer Handvoll toller Fanatiker, um die größte Verwirrung und unabsehbaren Schaden anzurichten.

Das ist die Gefahr, der wir ausgesetzt sind.

Ein alter arabischer Dichter schildert den Verfall der Cultur seiner Zeit und ruft zum Schluße:

Gibt es auf Erden eine Stätte
Noch geweihet dem Rechte?
Wohlan, so sucht sie mit der Lampe
Im Dunkel der Nächte!

So weit sind wir noch nicht, aber wir könnten noch dahin kommen.

Allerdings zeigt es sich, daß nichts schwerer ist, als aus sich selbst heraus den Muth und die Kraft finden, um krankhafte Zustände zu bekämpfen und zu besiegen. Es geht denen, die in einer unreinen politischen und socialen Atmosphäre leben, so wie jenen, die, betäubt durch schädliche Gase, allmälig matter

---

Generation schon beinahe mitleidig zurückzublicken beginnt". — Seitdem Gneist dies schrieb, haben sich die Dinge klarer gestaltet und an die Stelle der Socialrevolutionäre sind die Socialreactionäre getreten. Der Zweck beider ist derselbe: ihr Standesinteresse auf Kosten Anderer zu fördern.

und widerstandsloser werden, um endlich in einen Schlaf zu versinken, aus dem sie nicht wieder erwachen.

Der gewöhnliche Hergang ist der, daß zuerst einzelne Schichten der Gesellschaft mehr und mehr der Entsittlichung verfallen: der Cynismus, die Frivolität machen sich breit und zugleich wird die freche Mißachtung der idealen Ziele der Gesellschaft, der höheren Aufgaben des Staates, mit einer gewissen Affectation zur Schau getragen. Allmälig aber verbreitet sich das schleichende Gift auch unter den Massen.

Der Grundstock an sittlichem, idealem Capital einer Nation ist großen Schwankungen unterworfen. Wie das Grundwasser bald steigt, bald fällt, so ist es mit jenem. Aber es hat eine Maximalhöhe, die es nicht überschreitet, und einen tiefsten Stand, unter den es nicht hinabsinkt. Es gibt zu jeder Zeit und in jeder Culturperiode eine größere oder kleinere Classe von Leuten, die, wie Heine sagt, zu der Ansicht sich bekennen: „Man könne sich mit allem in der Welt befassen, wenn man nur die dazu nöthigen Handschuhe anzieht."

Dasjenige, worauf es ankommt, ist, daß das Zifferverhältniß zwischen solchen Biedermännern und den gemeinen ehrlichen Leuten sich nicht allzu ungünstig für die letzteren gestalte. Es mag demnach in einem Lande noch so sehr der Pegel der öffentlichen und bürgerlichen Moral den niedrigsten Stand zeigen, so wäre doch nichts ungerechtfertigter, als sofort den bleibenden Verfall vorhersagen zu wollen. Es ist *nie zu spät*, dagegen anzukämpfen, aber auch *nie zu früh*.

Im Oriente pflegt man in der Bevölkerung gerne die Ernennung eines Statthalters zu begrüßen, der notorisch in

früheren Stellungen sich bereichert hat, denn: „er ist satt" sagt der Araber und hofft auf größere Enthaltsamkeit, indem er in der früher befriedigten Raublust eine gute Sicherheit gegen fernere Mißbräuche zu finden glaubt.

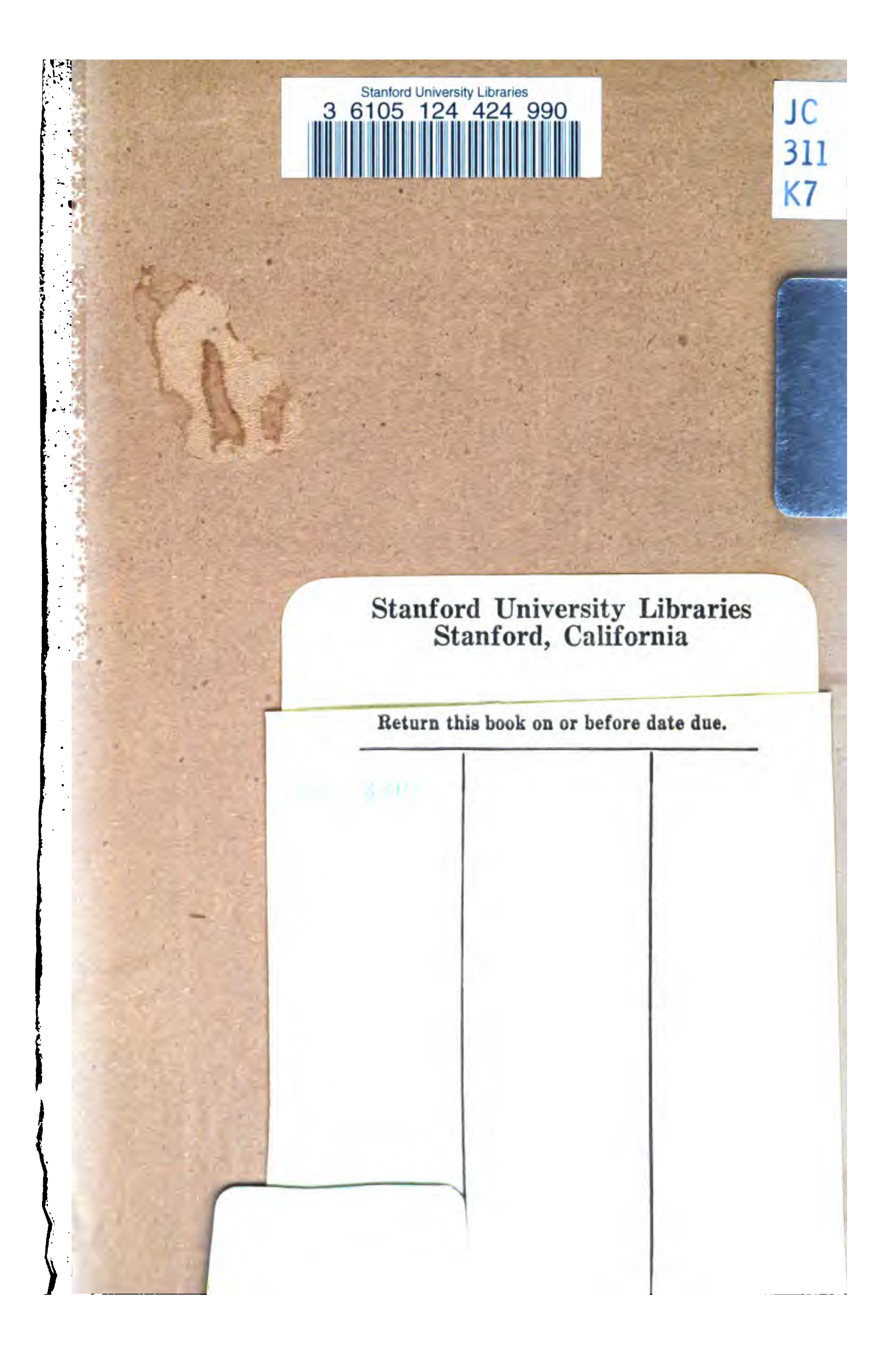
Doch selbst dort sieht man neben solchen dunklen Flecken rühmliche Ausnahmen. Also auch dort, wo der tiefste Schatten Rechtsbewußtsein und Pflichtgefühl umhüllt, können sie nicht gänzlich verdrängt werden. Die heilige Flamme mag dem Erlöschen nahe scheinen, aber bald strahlt sie wieder in vollstem Glanze.

Und in dieser Ueberzeugung findet der Freund des Culturfortschrittes die feste Bürgschaft einer schöneren Zukunft.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien,
k. k. Hof- und Universitäts-Buchdrucker.






Stanford University Libraries
3 6105 124 424 990
JC
311
K7
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

